Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, i der Expedition abgegeben werden.

Nr. 164. Mittwoch, den 16. Juli 1913. 20. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das „Wöchentliche Unterhaltungsblatt“.

Der Kampf gegen die Konsumvereine.

Das Konsumvereinswesen verdankt seine Entstehung und die große Entwickelung, die es in den letzten Jahrzehnten genommen hat, der in den Kreisen der lohnarbeitenden Bevölkerung und auch sogenannter mittelständlerischer Kreise immer mehr zum Durchbruch gelangten Erkenntnis, daß die Konsumenten ein großes und durchaus berechtigtes Interesse daran haben, sich freizumachen von einem die Waren verteuernden und verfälschenden Kleinhandel, der im Rahmen des modernen Wirtschaftssystems eigentlich gar keine Existenzberechtigung mehr hat. Es ist längst außer Zweifel gestellt, daß dem Genossenschaftswesen auf dem Gebiete der Regelung der Konsumtion in Verbindung mit den auf Eigenproduktion abzielenden Bestrebungen eine sehr hohe wirtschaftliche und allgemeine kulturelle Bedeutung zukommt. Durch möglichst billigen genossenschaftlichen Einkauf und durch genossenschaftliche Produktion guter, unverfälschter Waren, durch Verkauf gegen bar und durch Gewährung mancher sonstigen Vorteile tragen Konsumvereine wesentlich zu der Höherentwickelung der Absatzorganisation bei, während sie zugleich breiten Massen der Bevölkerung, die auf geringes Einkommen angewiesen sind, eine Verbesserung und Erhöhung ihrer Lebenshaltung ermöglichen.

Das Interesse der Massen an diesem Genossenschaftswesen hat insbesondere mit durch die volksausbeuterische Wirtschaftspolitik, die im Deutschen Reiche seit Jahrzehnten mit Hilfe des Systems der Zölle und indirekten Steuern auf notwendige Massenkonsumartikel, durch die agrarische Lebensmittelwucherpolitik usw. geübt wird, eine außerordentliche Steigerung erfahren. Aber in demselben Maße, wie die Entwickelung der Konsumvereine und ihr Zusammenschluß zu einheitlicher Organisation vor sich gegangen ist, hat auch der Kampf des in seiner Existenz sich bedroht sehenden Kleinhändlertums gegen sie an Schärfe und Umfang zugenommen.

Es kann nach vernünftigem und gerechtem Ermessen dieser Kampf keinerlei Billigung finden, denn er ist ja lediglich darauf gerichtet, den absurden Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß die konsumierenden Massen dem Sonderinteresse des Zwischenhandels tributpflichtig bleiben müssen, wofür man, was der Gipfel witschaftspolitischer Obsurdität ist, geradezu ein „staatliches Interesse“ in Anspruch nimmt.

Wir haben es darin zu tun mit einer der bösartigsten Ausgeburten der sogenannten „Mittelstandspolitik“, zu der alle reaktionären Parteien sich bekennen und die alles in allem darauf gerichtet ist, den wirtschaftlichen Fortschritt zu erschweren und zu verhindern. Kühnlich behauptet man, der Kleinhändlerstand sei ein wesentlicher und unentbehrlicher Teil der mittelständlerischen Gliederung, der „für die Erhaltung der Staats- und Gesellschaftsordnung unbedingt notwendig“ sei. Unter diesem Gesichtspunkte sogenannter „ordnungspolitischer“ Spekulation ist der Kampf gegen die Konsumvereine nun schon Jahrzehnte hindurch betrieben worden. Zu einem „entscheidenden“ Eingreifen der Reichsgesetzgebung zugunsten des Zwischenhändlertums ist es bis jetzt nicht gekommen. Allerdings sind dem Konsumvereinsbetrieb seit dem Jahre 1889 durch verschiedene Reichsgesetze allerlei Erschwerungen bereitet worden, die jedoch ihre Entwickelung nicht zu beeinträchtigen vermochten. Jetzt nun hat der Deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag dem Reichstag eine Petition zugehen lassen die auf Grund einer Schilderung der „Wirkungen der Konsumvereine“ scharfe gesetzliche Maßnahmen gegen diese verlangt.

Neues an Vorschlägen bietet diese Petition eigentlich nicht, aber es erscheint doch geboten, sie nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Da wird zunächst erklärt: „daß tatsächlich die Schädigungen des Handwerks wie des gesamten Kleingewerbes durch die Konsumvereine sehr große sind und die rücksichtslose (!!!) Ausdehnung von Konsumvereinen bitter empfunden werde.“ Es werde das Emporkommen neuer selbständiger Betriebe erschwert und es sei ohne weiteres klar, „daß die stetig wachsenden Millionenwerte der Umsätze und der Eigenproduktion der Konsumvereine eine weitgehende Ausschaltung der selbständigen Erwerbstätigen bedeuten, die nicht nur das Kleingewerbe betrifft, sondern auch den gesamten freien Handel und die selbständige Industrie sehr in Mitleidenschaft zieht.“

Es ist wohl nicht nötig, daß wir auf diese selbstverständlichen Klagen des Deutschen Handwerks- und Gewerbekammertages näher eingehen. Jedenfalls wird es keinem gelingen, aus der Tatsache, daß eine höhere, eine genossenschaftliche Entwickelung des Absatzes sich notwendigerweise im Zuge der ganzen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung vollziehen muß und daß dadurch Kleinbetriebe ausgeschaltet werden, den Nachweis zu führen, daß diese Entwickelung „im Interesse des Staatsrechtes“ verhindert werden muß. Es kommt nicht darauf an, daß die Unterzeichner der Petition, die Herren H. Plate und Dr. Meusch dieser Ansicht sind. Nach ihrer Ansicht liegt der Schwerpunkt der heutigen Konsumvereinsbewegung „nicht so sehr in der großen Zahl der einzelnen Vereine, sondern vielmehr in dem engen, allseitigen Zusammenschluß derselben, in der forcierten Organisation des Konsums.“ Die „Gefährdung des Staatsrechts“ sehen sie in dem „übermäßigen Einfluß großer geschlossener Personenmassen auf die sozialen und politischen Verhältnisse“. Und sie sagen weiter, den Höhepunkt „ordnungspolitischer“ Argumentation erreichend:

„Es handelt sich um die Ausschaltung selbständiger Existenzen, die teilweise Vernichtung und Schädigung des gewerblichen Mittelstandes, der das Rückgrat unseres Volkslebens bildet. Bei diesem besteht nicht die Gefahr des Internationalismus, noch der Wille oder das Interesse an einer anderen Gesellschaftsordnung.“

„Durch die Organisation der Massen aber, vornehmlich durch den Zusammenschluß der auf gleicher Stufe stehenden und von den gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen abhängigen Schichten in Konsumgenossenschaften, besonders von Arbeitermassen, besteht die Gefahr der Vermengung der wirtschaftlichen Interessen mit politischen und gleichzeitig die Gefahr der Verschärfung der Klassengegensätze und des Klassenhasses.“

Die mittelstandspolitische Kläglichkeit solcher Argumente ist für jeden vernünftigen, objektiv denkenden Menschen, dem die Zusammenhänge des modernen Wirtschafts- und Sozialllebens und die Bedingnisse seiner Entwickelung kein Geheimnis sind, ganz offenbar. Aber wie könnte denn die mittelstandspolitische Propaganda, die plump und dumm glaubt, gegen die Notwendigkeit der Entwickelung erfolgreich sich auflehnen zu können, betrieben werden ohne „ordnungspolitischen“ Humbug! Die Petition wiederholt im Anschluß an obige Auslassung die alte lächerliche Behauptung: es sei „ein offenes Geheimnis, daß eine große Reihe von Konsumvereinen unter sozialdemokratischem Einflusse steht“. Für das „Verhältnis von Konsumvereinen zur Sozialdemokratie“ sei „sehr bezeichnend die wohlwollende Behandlung und hohe Einschätzung der Konsumvereine durch die Sozialdemokratie“. Es sind das Behauptungen, die wir im Laufe der Jahre schon öfter kritisch beleuchtet haben als solche, die lediglich darauf berechnet sind, in den Kreisen der sogenannten „staatserhaltenden“ Parteien und der Regierung „nachdrücklichst“ Stimmung gegen die Konsumvereine zu machen. Daß diese Vereine nichts mit der sozialdemokratischen Parteiorganisation zu tun haben, daß die Sozialdemokratie ihnen allerdings wohlwollend wegen ihres gesunden und guten Zweckes, im übrigen aber völlig parteilos gegenübersteht, ist eine Tatsache, die nicht mehr bewiesen zu werden braucht. Ob die Mitglieder der Konsumvereine Sozialdemokraten, Ultramontane, Liberale usw. sind, das kommt für die Sozialdemokratie bei der Beurteilung des Wertes und der Bedeutung dieser Vereine gar nicht in Betracht; wir bewerten sie ganz allgemein als einen neuen Wirtschafts-, Spiel- und Kulturfaktor, der unter allen Umständen die entschiedenste Förderung verdient.

Ihnen „gründlich“ entgegenzuwirken, fordert die Petition eine ganze Reihe drastischer Mittel. Vor allem soll die „steuerliche Begünstigung“ der Konsumvereine in Wegfall kommen. Sie sollen einer progressiven Umsatzsteuer unterworfen werden. Die Gründung neuer Konsumvereine für Beamte soll von der „Bedürfnisfrage“ abhängig gemacht und Beamten soll die Beteiligung an der Verwaltung verboten werden. Weiter wird gefordert: Das Verbot der Gründung von Konsumanstalten für private Betriebe und die Auflösung derartiger Anstalten „in angemessener Frist“; gesetzliches Verbot an die Konsumvereine und Konsumanstalten, selbstproduzierte Waren an Nichtmitglieder zu verkaufen; Verbot des Lieferantengeschäfts; gesetzliche Bestimmungen, wodurch den Konsumvereinen die Errichtung von Zweigniederlassungen und Verkaufsstellen außerhalb des Ortes ihres Sitzes verboten und innerhalb des Ortes ihres Sitzes aus „nach dem vorhandenen Bedürfnis“ gestattet sein soll.

Von diesen gesetzlichen Maßnahmen versprechen die hochweisen Herren Matadoren des deutschen Handwerks- und Gewerbekammertags sich wenigstens die Beseitigung der „großen Auswüchse“ des Konsumvereinswesens, die Verhinderung einer weiteren Entwicklung der konsumgenossenschaftlichen Konzentration. Die Herren sind um ihre wirtschafts- und sozialpolitische „Erkenntnis“ wahrlich nicht zu beneiden. Was eine reaktionäre Gesetzgebung unter dem elenden Vorwande „staatserhaltende“ Politik auch tun möge gegen die Konsumvereine, sie wird ihnen allerdings vielleicht für einige Zeit gewisse Schwierigkeiten bereiten können, aber ihre weitere Entwicklung zu einem ausschlaggebenden Wirtschafts- und Sozialfaktor wird keine Macht verhindern. Die „Mittelstandsretter“ führen da einen Kampf gegen elementare Sozialkräfte, die zu besiegen sie keine Möglichkeit haben.

Politische Rundschau

Deutschland.

Eine Reichstagswahl am Sonntage.

Die Reichstagsersatzwahl in Landshut ist nach einer Mitteilung des bayerischen „Liberalen Landtagskorresp.“ von der Regierung auf Sonntag, den 31. August angesetzt worden. Die bayerische Zentrumsregierung weiß, was sie ihren Zentrumswählern im Wahlkreis Landshut schuldig ist. Der Wahlkreis ist nämlich eine sichere Zentrumsdomäne. Hoffentlich wird in Zukunft auch in anderen Wahlkreisen die Wahl auf einen Sonntag anberaumt. Wir weisen noch darauf hin, daß für Elsaß-Lothringen bekanntlich das Wahlgesetz von 1911 bestimmt, die Landtagswahlen müssen an einem Sonntage vorgenommen werden.

Das Badische Groß-Zentrum.

Unter diesem Titel bringt die Antibachemsche „Kölner Korrespondenz“ folgende hübsche Charakterisierung der Wackerschen Zentrumstaktik in Baden:

„Die Bachemsche Parole „Wir müssen aus dem Turm heraus“ fand die eifrigsten Anhänger im badischen Zentrum, welches ganz im „Kölner“ Fahrwasser segelt. In Baden war es, wo der Sprecher des Zentrums, ein Freiburger Rechtsanwalt, im Namen und Auftrag seiner Fraktion einen päpstlichen Erlaß vor der versammelten Kammer öffentlich bedauerte, wo der Erzbischof seine Stellungnahme gegen die christlichen Gewerkschaften öffentlich zurückziehen mußte und der Parteiführer Geistl. Rat Wacker die mehr als sonderbare Erklärung abgab: Das Zentrum könne sich an die katholischen Grundsätze nicht binden, weil dann der Papst für die Zentrumspolitik verantwortlich sei!

Die badische Parteileitung ist denn auch schon längst außerhalb des Turmes der katholischen Weltanschauung. In seinem Turmartikel schrieb Justizrat Julius Bachem: „Es muß unbedingt mit vermehrter Umsicht auf die Wahl von solchen Abgeordneten nichtkatholischen Bekenntnisses hingewirkt werden, welche gute Fühlung mit dem Zentrum zu nehmen und zu unterhalten willens und geeignet sind. Und zwar wird es m. E. gute Politik sein, solche Abgeordnete nicht nur in Wahlkreisen mit überwiegend protestantischer Bevölkerung zu unterstützen, sondern auch in einer Anzahl von Wahlkreisen, wo das Zentrum allein vielleicht die Mehrheit erlangen kann.“ Die badischen Zentrumsregisseure setzen diese Lehre eifrig in die Praxis um und bringen dem katholischen Volke nicht nur protestantische, sondern auch liberale Männer als Wahlkandidaten in Vorschlag. Ein Verfahren, gegen welches der liberale Führer Rebmann mit folgenden Worten protestierte: „Die Wackersche Taktik ist auch eine Spekulation auf die Charakterlosigkeit. In einer ganzen Reihe von Wahlkreisen wird heute schon der nationalliberale Mann gesucht, nicht von uns, sondern vom Zentrum und den Konservativen, der sich gegen seine eigene Partei aufstellen läßt, der sich von den Feinden seiner Partei wählen läßt . . . . . Aus dieser ganzen Situation heraus müssen wir mit aller Schärfe von allen unseren Kandidaten fordern, daß sie sich allen und jeden geheimen und offenen, direkten oder indirekten Verhandlungen mit dem Zentrum und den Konservativen durchaus enthalten. Das ist diesmal nicht eine Frage des Taktes, sondern eine Frage der persönlichen Ehre des einzelnen, der geneigt wäre, sich auf ein derartiges Geschäft einzulassen.“

Man sieht, die „Kölner“ haben mit ihrer Verwässerungspolitik wenig Glück, zuerst erklärten sie und erklären heute noch, das Zentrum habe mit der katholischen Weltanschauung wie überhaupt mit irgend einer Religion gar nichts zu tun. Als die Liberalen und Katholiken auf diesen Köder nicht eingingen, wurden sie eingeladen, in dem Turme Platz zu nehmen, und die „Kölnische Volkszeitung“ schrieb, es verschlage durchaus nichts, wenn 50 oder auch 100 protestantische Zentrumsabgeordnete in der Reichstagsfraktion säßen. Aber auch das half nicht, denn es sind, abgesehen von ganz vereinzelten Ausnahmen, nichtkatholische Kandidaten in Zentrumskreisen weder aufgestellt noch gewählt worden. Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, dann geht der Prophet

zum Berge. So machen es jetzt die badischen Zentrumsherren: sie verlassen den Turm und gehen bei der liberalen Wählerschaft krebsen, indem sie ihre liberalen Männer als Wahlkandidaten präsentieren.

Daß die liberalen Führer in Baden über solche Taktik empört sind, findet die „Kölnische Volkszeitung" unerhört. Das Blatt meint, das Zentrum suche lediglich nach Kandidaten gegen die Sozialdemokratie, wenn aber ein Nationalliberaler sich von Zentrumsleuten und Konservativen als Kandidat gegen den Umsturz aufstellen lasse, so betrachte der Nationalliberalismus dies als einen Verrat an der eigenen Partei. Ach nein, nicht aus Sympathie für die Sozialdemokraten lehnt der Liberalismus das Liebeswerben des Zentrums ab, sondern weil er die Wackersche Taktik durchschaut. Diese Taktik geht nämlich wie die der Kölner Lehrmeister dahin, aus Liberalen, Konservativen und Zentrumsleuten ein Groß-Zentrum zu bilden. Ein solches Groß-Zentrum wäre die geborene Regierungspartei und hätte natürlich, so meint man, die römische Kurie nicht mehr zu fürchten. Man wird es verstehen, wenn der Liberalismus sich solchen Machenschaften bis aufs äußerste widersetzt. Er kennt offenbar die Matadore des Zentrums Kölner Art besser als das Gros der Zentrumswählerschaft, welches den Pfarrern und Kaplänen folgt, die noch immer von der alten katholischen Weltanschauung des Zentrums träumen."

Eine neue nationalliberale Zeitung.

Das Gerücht von der Gründung einer neuen nationalliberalen Zeitung größeren Stils bestätigt sich. Am Dienstag wurde in das Handelsregister eingetragen: „Deutscher Kurier, Aktiengesellschaft mit dem Sitz zu Berlin. Gegenstand des Unternehmens: Herstellung, Verlag und Vertrieb einer Zeitung „Deutscher Kurier"." An der Spitze des Unternehmens stehen, wie die „Börsenzeitung" mitteilt, u. a. die nationalliberalen Abgeordneten Wachhorst de Wente und Hermann Wamhoff. Das Grundkapital beträgt 600 000 Mark.

Aenderung der Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige.

Wiederholt ist in der Presse und im Reichstag darauf hingewiesen, daß die jetzige aus dem Jahre 1878 stammende Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen keine Rechnung trägt und daß eine Novelle dringend erforderlich ist. Der Bundesrat hat jetzt, wie der „Reichs-Anzeiger" mitteilt, dem Entwurf eines Gesetzes betreffend Aenderung der Gebührenordnung zugestimmt. Der Entwurf soll alsbald dem Reichstage zugehen.

Sein Inhalt entspricht durchaus nicht der berechtigten Forderung auf Erhöhung der Gebühren der Zeugen. Nach dem Entwurf sollen die Gebühren der Sachverständigen — von 3 auf 4½, von 5 auf 7½ Mark — erhöht werden. Rücksichtlich der Zeugen solls im großen und ganzen beim alten bleiben. Nur soll bei selbständigen Gewerbetreibenden (wie Gastwirten, Kaufleuten) und bei gewissen Klassen von öffentlichen Beamten eine Aenderung eintreten. Bei selbständigen Gewerbetreibenden gehen heute — wie die Begründung des Entwurfs anerkennt entgegen dem Gesetz — Gerichte vielfach davon aus, eine Zeugenentschädigung sei nur zu gewähren, wenn der sichere Nachweis eines Schadens im Einzelfall erbracht wird. Dem soll durch eine Gesetzesvorschrift entgegengewirkt werden, die die Frage, ob eine Zeitversäumnis stattgefunden hat, dem freien Ermessen unter Berücksichtigung der Lebensverhältnisse und der regelmäßigen Erwerbstätigkeit des Zeugen unterstellt. Damit ist wenig geholfen. Es sollen die niedrigen Entschädigungssätze von 10 Pfg. bis 1 Mark pro Stunde bestehen bleiben, auch die Vorschrift, daß Arbeitslose stets nur 10 Pfg. pro Stunde erhalten. Das ist im höchsten Grade unbillig. Neben Heraufsetzung der Höchstgrenze muß vor allem die untere Grenze erheblich, etwa auf fünfzig Pfennig erhöht werden. Es liegt doch keinerlei Grund vor, weshalb der Zeuge neben den Unannehmlichkeiten, die jede Zeugenvernehmung mit sich bringt, mit 10 Pfg. für die Stunde abgegolten werden darf. Die direkten Aufwendungen sind ja in der Regel erheblich höhere. Und was berechtigt den Staat, aus der Arbeitslosigkeit ein Geschäft zu machen? Wäre der Zeuge nicht gezwungen, als Zeuge zu erscheinen, so hätte er vielleicht Arbeit gefunden. Soll der Staat daraus noch Nutzen ziehen, daß er ihn hieran verhindert hat?

Ueberraschen muß es auch, daß der Entwurf an der Frage vorbeigegangen ist, ob — wie es vielfach entgegen dem Gesetz (§ 616 B. G.-B.) geschieht — eine Arbeitsordnung aussprechen darf, für die Zeit einer Zeugenvernehmung werde Lohn nicht gezahlt, § 616 werde ganz oder teilweise ausgeschlossen. Als Gewerbeinspektoren diese Mißhandlung des Rechts rügten, wurden sie angeschnauzt und der Minister verbeugte sich vor dem Beschluß des Zentralverbandes der Industriellen, den § 616 des Bürgerlichen Gesetzbuchs durch Diktum der Fabrikherren mittels der Arbeitsordnung zu beseitigen.

Die unbillige Vorschrift, nach der öffentliche Beamte, wenn sie über Umstände vernommen werden, von denen sie in Ausübung des Amts Kenntnis erhalten, eine weit höhere Entschädigung (in Gestalt von Tagegeldern und Reisekosten) erhalten als andere Staatsbürger, soll aufrecht erhalten und auf Geistliche, Lehrer und andere bisher von der Gebührenordnung nicht privilegiert behandelte Beamte ausgedehnt werden. Nach dieser Vorschrift erhält z. B. ein Gendarm zwar keine Zeugengebühren, er erhält aber in Gestalt von Tagegeldern und von ihnen nicht verauslagter Reisekosten das Vielfache, oft das Sechs- bis Zehnfache dessen, was andere Zeugen an Entschädigung erhalten. Dadurch wachsen die Gerichtskosten bei kleinen Polizeibagatellen ins Maßlose und wird der Glauben genährt, manche Beamte werden zur Erstattung von Anzeigen mit durch die Aussicht auf die ihnen als Zeugen werdende relativ hohe Entschädigung veranlaßt.

Der Entwurf bedarf einer gründlichen Umarbeit durch den Reichstag.

Kein Geld für Kulturaufgaben.

Die Erhöhung der Bezüge für die Altpensionäre des Reichs sollen mit Beginn des neuen Etatsjahres, am 1. April 1914, eintreten. Dieser Pensionserhöhung scheinen Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu werden. Eine Korrespondenz meldet, vorerst solle eine gründliche Prüfung der Frage mit eingehenden Verhandlungen mit den Bundesregierungen Hand in Hand gehen. Die Angelegenheit sei zur Zeit, da eine Aufbesserung der Pensionen aus laufenden Etatsmitteln gedeckt werden soll, noch keineswegs geklärt, und an Stelle einer gesetzlichen Regelung der Frage könnte auch die Bereitstellung von besonderen Mitteln zu einem Fonds in Frage kommen, aus dem je nach Bedarf Zuschüsse für bedürftige Altpensionäre entnommen werden könnten.

Es ist das alte Lied: Für Kulturaufgaben sind keine Mittel vorhanden. Daß aber so kurz nach der Verabschiedung der großen Militärvorlage, die Milliarden verschlingt, diese Meldung auftauchen konnte, charakterisiert unsere Zeit treffend.

England.

Die Homerule-Bill ist vom Oberhaus mit 302 gegen 64 Stimmen abgelehnt worden. Beschlossen wurde, die Bill dem Urteil der Wählerschaft zu unterbreiten.

Balkan.

Die Friedensbedingungen. Während Serbien sich bereit erklärt haben soll, in direkte Friedensverhandlungen mit Bulgarien einzutreten, hat Griechenland an Rußland folgende Antwort gegeben: „Trotz des guten Willens, von dem die griechische Regierung nicht aufgehört hat und auch jetzt nicht aufhört, Proben abzulegen, um zu einem Einvernehmen und zur Einstellung der Feindseligkeiten zu gelangen, sind wir in der Lage zu erklären, daß die griechische Regierung in Anbetracht der Hinterlist, die die bulgarische Regierung bis heute an den Tage legte, die Einstellung der Feindseligkeiten nicht annehmen wird, bevor nicht auf dem Schlachtfelde selbst folgende für den Abschluß des endgültigen Friedens vorgeschlagenen Bedingungen unterzeichnet sind: Abtretung aller von den Verbündeten besetzten Gebiete seitens Bulgariens, Zahlung einer Entschädigung für die durch den Krieg verursachten Kosten und den Schaden, der den Bewohnern der von den Bulgaren eingeäscherten Städte und Dörfer erwachsen wird, Garantien für das Leben und Eigentum der Griechen in Thrazien, ganz besonders für die freie Ausübung der Religion und des Unterrichts und endlich Abrüstung innerhalb eines festzusetzenden Zeitraumes."— Griechenland diktiert also! Demgegenüber ist Serbien entgegenkommender. Das offiziöse Blatt Samouprava betont in einem Leitartikel gewissen Blättern gegenüber, es sei nicht zweckmäßig, den Grundsatz zu verteidigen, daß jeder Staat behalten müsse, was er mit den Waffen erobert habe. Dieser Grundsatz sei fehlerhaft und gefährlich. Serbien hätte diesen Grundsatz der Türkei gegenüber anwenden können, aber bei dem Kriege mit Bulgarien, der ihm aufgezwungen worden sei, vertrete Serbien den Grundsatz des Gleichgewichts auf dem Balkan. Natürlich müsse Serbien nach dem Kriege und nach den neuen unverschuldeten Opfern seine Land-Forderungen ändern und seine Grenzen anders schützen. Obwohl die serbische Armee siegreich gewesen sei, werde sie den Grundsatz vom Gleichgewicht nicht vergessen und ihn unangetastet lassen. Das sei ein neues Verdienst seiner Diplomatie.

Die Militärische Rundschau meldet: Starke rumänische Kräfte versammeln sich in der Gegend an der Donau. In Kotschawa, südlich von Widdin, und 10 Kilometer donauabwärts in Rachowa haben starke Truppendetachements die Donau übersetzt und marschieren landeinwärts. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie sich an einem Punkte vereinigen und zusammen auf Sofia marschieren werden. Die bulgarischen Nordtruppen beginnen eine Verschiebung ihrer Kräfte in der Richtung auf Sofia, die Südtruppen Iwanows setzen ihren Marsch ins Strumatal fort.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, 16. Juli.

Der Sozialdemokratische Verein hielt gestern abend im Gewerkschaftshaus eine außerordentliche Generalversammlung ab. Der Vorsitzende Genosse Löwigt begrüßte zunächst den als Gast erschienenen Vorsitzenden des Landesvorstandes für den Bezirk Mecklenburg, Genossen Kröger-Rostock. Dann ehrten die Versammelten das Andenken der verstorbenen Genossin Weitendorf sowie der Genossen Görendt, Ehlers, Jess, Stoll, Pannier und Kaden-Dresden, denen der Vorsitzende einen kurzen Nachruf widmete, in der üblichen Weise. Die Abrechnung vom 2. Quartal gab Genosse Bromme; danach belief sich die Einnahme auf 5890,30 Mk., der eine Ausgabe von 5164,17 Mark gegenüberstand. Es war am Schlusse des zweiten Quartals ein Kassenbestand von 11 503,58 Mk. vorhanden. Die Mitgliederzahl erhöhte sich von 5801 auf 5895. Zur Verschmelzung der Bezirke Mecklenburg und Lübeck machte der Vorsitzende eine erläuternde Einleitung. Die Verschmelzung entspreche nicht dem Wunsche der beiden Bezirke; sie sei vielmehr darauf zurückzuführen, daß der Chemnitzer Parteitag einen Antrag auf Verminderung der Zahl der Bezirke dem Parteivorstand zur Berücksichtigung überwies. Nunmehr erfolge die Verschmelzung infolge eines Druckes, den der Parteivorstand und Parteiausschuß in dieser Richtung ausüben. Der Satzungsentwurf, der zur Beratung stehe, stelle den Versuch dar, die Verschmelzung für beide Teile so erträglich wie möglich zu gestalten. Beide bisherigen Bezirke behalten im Rahmen des neuen Statuts, soweit es irgend angängig ist, ihre Selbständigkeit; Lübeck erhält zwei Vertreter im Bezirksvorstand und damit einen entsprechenden Einfluß auf die Bezirksleitung. Die Abführung von 2 Prozent der Beiträge an die Bezirkskasse schone nach Möglichkeit die Finanzen Lübecks, wenn sie auch die Kasse mit vorläufig etwa 500 Mk. jährlich belaste. Der Satzungsentwurf, der am Mittwoch voriger Woche von uns zum Abdruck gebracht wurde, gelangte mit einigen kleineren Aenderungen zur Annahme. So soll im § 10, der die Zusammensetzung des Bezirksparteitages regelt, bestimmt werden, daß auch ein Vertreter des Bezirksbildungsausschusses auf dem Parteitag anwesend sein muß. Eine Debatte über den Vertretungsmodus der Wahlkreise auf dem Bezirksparteitage führte nicht zu einer Aenderung des Satzungsentwurfes. Schließlich wurde den Vertretern Lübecks auf dem mecklenburgischen Parteitage in Strelitz, der am 27. und 28. Juli stattfindet, die Ermächtigung erteilt, eventuell einem anderen Vertretungsmodus zu den Parteitagen zuzustimmen.

Nunmehr erstattete Genosse Hoff sein Referat über die Volksfürsorge. Redner gab zunächst einen Ueberblick über die Anfänge und die Entwickelung des Volksversicherungswesens, das allmählich zu einem glänzenden privatkapitalistischen Geschäft ausgewachsen sei. Nicht das Interesse der Versicherten sei in der Geschäftsgebarung der Versicherungsgesellschaften das Maßgebende gewesen, sondern der Vorteil der leitenden Personen und der Aktionäre. Der Vortragende zeigte das an verschiedenen Beispielen. Da die große Mehrheit der bei den Privatgesellschaften Versicherten den erwerbstätigen Volksschichten angehört, so ist es begreiflich, wenn die Gewerkschaften und Genossenschaften, deren Aufgabe in der Förderung der Interessen dieser Volkskreise liegt, dem Versicherungswesen ihre Aufmerksamkeit zuwandten und schließlich den Beschluß faßten, eine Volksfürsorge-Versicherung ins Leben zu rufen, die einzig und allein deren Teilnehmern zugute kommen soll. Als die Gründung dieser Volksfürsorge erfolgte, traten sofort die Feinde der Arbeiterschaft auf den Plan, die sich früher nie darum bekümmert hatten, ob die Arbeiter versichert waren oder nicht, und gründeten sogenannte Volksversicherungen und Vereine, die den Arbeitern klarlegten, wie unzureichend doch eigentlich die staatliche soziale Versicherung sei und wie notwendig deshalb die Teilnahme an der privaten Versicherung wäre. Wenn früher die Sozialdemokraten die Unzulänglichkeit der deutschen Sozialgesetzgebung hervorhoben, so bezeichneten die neugebackenen Volksfreunde das stets als Verhetzung. Nach einer treffenden Charakterisierung des Vorgehens und der Agitation dieser Leute ging Redner auf die einzelnen Versicherungszweige der Volksfürsorge näher ein und erläuterte deren Vorteile. Niemand dürfe sich durch höhere Zahlen, mit denen die Gegner der Volksfürsorge zu operieren pflegen, täuschen lassen. Die Volksfürsorge diene einzig und allein den Interessen ihrer Glieder; deshalb ist sie imstande, auf die Dauer mehr zu bieten als ihre Feinde, die in den breiten Volksmassen bisher immer nur willkommene Ausbeutungsobjekte gesehen haben. Mit der Aufforderung zu reger Agitation schloß Genosse Hoff unter lebhaftem Beifall seinen sehr interessanten Vortrag, den Genosse Stelling in wirkungsvoller Weise ergänzte. Genosse Löwigt ersuchte darum, der Redaktion des „Volksboten" stets Mitteilung von der Agitation unserer Gegner zu machen, die besonders in kleineren Kreisen erfolge.

Ueber die Beteiligung der Genossen an der Beerdigung verstorbener Mitglieder sprach Genosse Bromme. Er wies an der Hand von Fragebögen, die an auswärtige Parteiorganisationen gesandt worden sind, nach, daß nirgends eine allgemein befriedigende Lösung gefunden ist. Die Einsetzung einer Fahnenkommission, die an allen Beerdigungen teilnehmen müsse und dafür entschädigt werde, empfehle sich der entstehenden Kosten wegen nicht. Der Vorstand und Ausschuß der Partei beantrage deshalb, es bei dem bisherigen Zustande zu belassen. Nach einer kurzen Debatte stimmte die Versammlung diesem Antrage zu. Im „Verschiedenen" ersuchte die Genossin Jekstat die weiblichen Mitglieder, sich recht zahlreich an der am heutigen Mittwoch abend in Moisling stattfindenden Versammlung der dortigen sozialdemokratischen Frauen zu beteiligen. Die Frauen treffen sich um ½8 Uhr am Lindenplatz.

b. **Schöffengericht** am 15. Juli. Gelegenheitsdiebstähle haben zwei Frauen — Mutter und Tochter — in einer Konservenfabrik begangen. Der Zahlmarken enthaltende Kasten war ziemlich offenliegend, sodaß eine flinke Hand unbemerkt zugreifen konnte. Frau G. hatte jedoch das Pech, Bohnenmarken zu erwischen, die für das Spargelschälen ungültig waren. Deshalb warf sie die Marken wieder in den Kasten, ohne Vorteil davon zu haben. Dagegen erwischte die Tochter B. die richtigen, verschenkte auch einige davon. Da sich ihre Hand zu drei verschiedenen Malen krumm bog und der Schaden 2—3 Mk. ausmachte, wird sie zu 8 Tagen Gefängnis verurteilt. Die Mutter kommt mit 4 Tagen weg. — Noch eine diebische Frau. Gegenwärtig sitzt in einer anderen Stadt die Ehefrau B. in Untersuchungshaft. Sie hat auch hier fremdes Eigentum angegriffen: ein Portemonnaie mit 1,77 Mk. Inhalt, eine Schmucknadel und acht Eier. Weil zweimal vorbestraft, lautet das Urteil auf einen Monat Gefängnis. — Gegen den bekannten Paragraphen 316 (Transportgefährdung) verstießen die Chauffeure M. und B. Die erkannten Geldstrafen betragen 20 und 50 Mk. — Verstöße gegen das Unterrichtsgesetz. Die Eltern haben dafür zu sorgen, daß ihre Kinder die Nachsitzstunden auch besuchen. Gegen diese Regel soll der Schneider H. einmal verstoßen haben, das andere Mal hatte er den Knaben nicht sofort wieder zur Schule zurückgeschickt, als dieser aus Furcht vor Strafe vorzeitig nach Hause kam. Der Einspruch gegen den polizeilichen Strafbefehl war erfolglos. Es wurden zwei Uebertretungen angenommen und die Strafe von 25 Mk. auf 30 Mk. erhöht. — Ein Taschendieb stahl auf der Israelsdorfer Strecke in der Straßenbahn einem Kaufmann das Portemonnaie mit etwa 80 Mk. Inhalt aus der Hosentasche. Am Bahnhof wurde der Bursche — es handelt sich um den wegen Fahnenflucht usw. mit 7 Monaten Gefängnis vorbestraften Bäcker K. — fest- und ihm das Geld wieder abgenommen. Urteil: antragsgemäß 2 Monate Gefängnis.

Auf der Reise nach Lübeck auf Grund geraten. Im Nordostseekanal auf Grund geriet am Montag bei Kilometer 96 der mit einer Ladung Holz auf der Reise vom Mittelmeer nach Lübeck befindliche spanische Dampfer „Aizkarri Wendi". Es bedurfte einer Arbeit von zwölf Stunden, um das Schiff wieder flott zu machen. Da es beim Aufsitzen keinen Schaden am Boden erlitten hatte, konnte es seine Reise fortsetzen.

Vieheinfuhr aus Dänemark. In der abgelaufenen Woche betrug die Einfuhr dänischer Rinder bei den deutschen Quarantäneanstalten in Apenrade 1000, Flensburg 150, Kiel 209, Lübeck 800, Rostock 320, Altona 110, im ganzen 2589 Stück. — In geschlachtetem Zustand gelangten über die Grenze 820 Stück Großvieh, 260 Kälber, 30 Schafe und 25 Schweine.

Handelsregister. Am 15. Juli 1913 ist eingetragen: 1. die Firma Otto Kath. Lübeck. Inhaber: Kaufmann B. C. Landwehr in Lübeck; 2. bei der Firma H. Dimpker Nachfolger Conrad Mull, Lübeck: Jetziger Inhaber: M. W. H. Beckmann, Kaufmann in Lübeck. Der Übergang der in dem Betriebe des Geschäfts begründeten Forderungen und Verbindlichkeiten ist bei dem Erwerbe des Geschäfts durch den Kaufmann Beckmann ausgeschlossen. Die Firma lautet jetzt: Conrad Mull Inh. Wilhelm Beckmann; 3. bei der Firma Heinrich Kochner, Lübeck: Jetziger Inhaber: F. H. A. J. Schumacher, Kaufmann in Lübeck. Der Übergang der in dem Betriebe des Geschäfts begründeten Forderungen und Verbindlichkeiten ist bei dem Erwerbe des Geschäfts durch den Kaufmann Schumacher ausgeschlossen. Die Firma lautet jetzt: Heinrich Kochner Inh. Friedrich Schumacher; 4. bei der Firma Schelm u. Wege Nachf. Wilhelm Vollert, Lübeck: Jetzige Inhaberin: K. M. E. Vollert geb. Krüger, Ehefrau in Lübeck. Der Übergang der in dem Betriebe des Geschäfts begründeten Verbindlichkeiten ist bei dem Erwerbe des Geschäfts durch die Ehefrau Vollert ausgeschlossen; 6. bei der Firma Frieda Eichhorst, Lübeck: Die Firma ist erloschen.

Gerichtsferien. Während der vom 15. Juli bis 15. September 1913 dauernden Gerichtsferien ruht der Betrieb aller nicht schleunigen Sachen. Es wird dieses den Gerichtseingesessenen mit der Aufforderung bekannt gemacht, die Anträge innerhalb dieses Zeitraumes auf diejenigen Rechtsangelegenheiten zu beschränken, welche wirklich der Beschleunigung bedürfen, solche als schleunige zu begründen und als „Feriensachen" zu bezeichnen. Es sind dies: Strafsachen, Arrestsachen und die eine einstweilige Verfügung betreffenden Sachen, Meß- und Marktsachen, Streitigkeiten zwischen Vermietern

und Mietern von Wohnungs- und anderen Räumen wegen Ueberlassung und Räumung derselben, sowie wegen Zurückhaltung der vom Mieter in die Mietsräume eingebrachten Sachen, Streitigkeiten zwischen Dienstherrschaft und Gesinde und zwischen Arbeitgebern und Arbeitern hinsichtlich des Dienst- und Arbeitsverhältnisses, Wertsachen, Bausachen, wenn über die Fortsetzung eines angefangenen Baues gestritten wird. Das Gericht hat auch andere Sachen, soweit sie der Beschleunigung bedürfen, als Feriensachen zu behandeln. Auf das Mahnverfahren, das Zwangsvollstreckungsverfahren und das Konkursverfahren sind die Ferien ohne Einfluß.

Im Stadthallen-Theater gelangte gestern abend zum Benefiz für Frl. Selma Wutke die Komödie aus dem Bohemeleben „Die Liebe höret nimmer auf" erstmalig zur Aufführung. Das Haus war dicht gefüllt. Die Komödie, auf die wir nach der nächsten Wiederholung zurückkommen werden, erzielte lebhaften Beifall. Nach Verdienst gefeiert und mit Blumen überschüttet wurde Fräulein Wutke, die eine Leistung von hoher künstlerischer Vollendung schuf. In Herrn Hoß hatte sie einen gleichwertigen Partner. Es wurde schließlich noch eine Rede gehalten, aus der man erfreulicherweise entnehmen konnte, daß Frl. Wutke im nächsten Sommer die Lübecker wieder durch ihre Kunst erfreuen wird.

pb. **Der fällige Fahrraddiebstahl.** Am 15. ds. Mts. gegen 9½ Uhr ist vor dem Postgebäude am Markt ein Fahrrad Marke „Hanseat" mit schwarzem Gestell, ebensolchen Felgen, nach oben gebogener Lenkstange, gelbem Sattel, ebensolcher Satteltasche, Freilauf, Rücktrittbremse und der vom Polizeiamt gelieferten Erkennungsnummer 7022 abhanden gekommen und vermutlich gestohlen worden.

pb. **Ermittelt** und festgenommen wurde ein Steinschleifer aus Zehlendorf, der seitens der Staatsanwaltschaft in Hamburg wegen gemeinschaftlichen Diebstahls steckbrieflich verfolgt wird.

pb. **Festgenommen** wurde ein Viehwärter aus Groß-Wesenberg, der dort einem Arbeiter aus Niendorf i. Lüb. ein Fahrrad und eine Taschenuhr gestohlen hat.

pb. **Entwendete Gegenstände.** Am 15. ds. Mts. ist aus einem Raume der Volksfesttribüne eine silberne Remontoiruhr mit der Fabriknummer 32946 und dem Reparaturzeichen 134/3 09, sowie eine Brieftasche mit Legitimationspapieren und einem Staatsangehörigkeitsausweis, auf den Namen Hermann Holst lautend, abhanden gekommen und vermutlich gestohlen worden.

pb. **Gestohlene Uhren.** Am 14. d. Mts. zwischen 3 und 6 Uhr nachmittags ist in einer Fabrik in Dänischburg eine silberne Zylinder-Remontoiruhr mit Goldrand, römischen Ziffern, der Fabriknummer 45477 und der Kontrollnummer 2232 gestohlen worden. — Auf einem Tennisplatz in Travemünde ist eine goldene Kapseluhr mit einer feingliederigen, etwa 35 Zentim. langen goldenen Kette abhandengekommen und vermutlich gestohlen worden.

Wilhelmshaven. Ein Aufruhrprozeß. Am 17. Juli findet vor dem Landgericht in Aurich die Verhandlung gegen die Wilhelmshavener „Aufrührer" statt. Dort war es, wie erinnerlich, anläßlich der diesjährigen Maifeier zu einer rohen Polizeiattacke auf wehrlose Arbeiter gekommen, deren gerichtliches Nachspiel nun die Strafkammerverhandlung darstellen wird. Am vormittag des ersten Mai strömten, nach einer eindrucksvollen Festrede des Genossen Winnig aus Hamburg, die maifeiernden Arbeiter Rüstringen-Wilhelmshavens aus dem Versammlungslokal, um in losen Gruppen nach einem eine halbe Stunde entfernten Biergarten zu gehen. Schon nach zwei Minuten jedoch stießen sie auf eine Schutzmannskette, die den Passanten den Weg abschnitt. Schnell stauten sich nun die Massen an und als die Straße auf den Befehl des Polizeikommissars nicht schnell genug geräumt wurde, ließ dieser mit der blanken Klinge einhauen. Sechs Schwerverwundete war der Erfolg der polizeilichen Schneidigkeit. Vier von diesen sollen sich nun wegen Aufruhr verantworten, obwohl keinem von ihnen eine Tätlichkeit nachgewiesen ist. Lediglich der Umstand, daß sie in der Menge drangvoll eingekeilt waren, und auf die Aufforderung daher nicht schnell genug den Platz räumen konnten, soll ihr Verbrechen sein. Zu dem Prozeß, über dessen Ausgang wir berichten werden, ist von beiden Seiten ein umfangreicher Zeugenapparat aufgeboten worden.

Flensburg. Streik der Werftarbeiter. Auf der Werft der Flensburger Schiffbau-Gesellschaft ist gestern morgen ein Streik ausgebrochen, dessen Umfang sich erst im Laufe des Tages feststellen läßt, der aber vielleicht alle gewerkschaftlichen Arbeiter umfassen wird. Der Streik ist anscheinend eine Folge des Hamburger Werftstreiks.

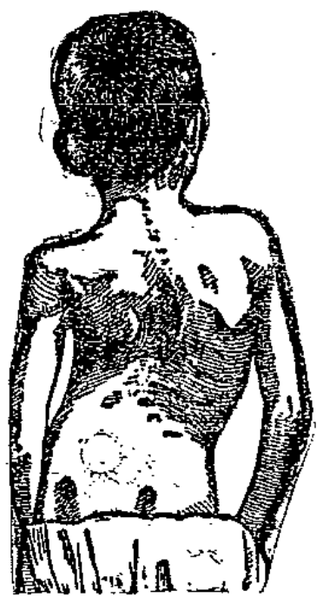
Hamburg. Zur Arbeitsniederlegung der Werftarbeiter. Am Dienstag abend fand in Sagebiels beiden großen Sälen eine überfüllte Versammlung statt, die sich mit der Arbeitsniederlegung beschäftigte. Der Bevollmächtigte Kürbis gab für die Organisationsleitungen die Erklärung ab, daß diese die Arbeitsniederlegung nicht anerkennen und die Unterstützung ablehnen. Nach kurzer Debatte, in der die Gründe für die Arbeitsniederlegung auseinandergesetzt wurden, schritt die Versammlung zur geheimen Abstimmung, deren Resultat bisher noch nicht vorlag.

Altona. Anträge zu dem am 3. und 4. August in Flensburg tagenden Bezirksparteitage für Schleswig-Holstein. 1. An Stelle der Sammellisten sind Wahlfondsmarken zu 10 ₰ einzuführen, von denen jedes männliche Mitglied jährlich zwei, jedes weibliche Mitglied jährlich eine zu entnehmen hat. Auch sind diese Marken an Nichtangehörige der Partei zu vertreiben. 2. Damit den einzelnen Abgeordneten die Möglichkeit gegeben ist, ihr Mandat voll und ganz auszufüllen, ist für die Zukunft das Innehaben von Doppelkandidaturen, d. h. Mandaten in mehreren gesetzgebenden Körperschaften, nicht mehr zulässig. Ortsverein Sande. 3. In voller Anerkennung der Gleichberechtigung der Frau erklärt der Parteitag, daß nicht unter allen Umständen in den einzelnen Körperschaften unserer Organisation die Frau vertreten sein muß. Die Parteigenossinnen und -genossen müssen vor allen Dingen Wert darauf legen, die tüchtigsten Personen in die Körperschaften zu delegieren. Ortsverein Groß-Kiel, Distrikt Kiel-Süd. 4. Der Bezirksparteitag möge der Erhöhung des Abonnementsbetrages von 70 auf 75 ₰ pro Monat zum 1. Oktober 1913 seine Zustimmung erteilen. Verlag der „Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung" und der „Flensburger Volkszeitung." — 5. Die Inseratenpreise für die „Flensburger Volkszeitung" sind den örtlichen Verhältnissen entsprechend herabzusetzen. — 6. Den Gewerkschaften und sonstigen Arbeitervereinen ist der gleiche Rabatt zu gewähren wie privaten Geschäftsleuten. Ortsverein Flensburg. — 7. Den „Röde Postbud" öfter als wie bisher erscheinen zu lassen. Generalversammlung des 4. schlesw.-holst. Wahlkreises. — 8. Den nächstjährigen Bezirksparteitag in Schleswig stattfinden zu lassen. Ortsverein Schleswig.

Inserate finden durch den **„Lübecker Volksboten"** in den Kreisen des werktätigen Volkes weite Verbreitung und größte Beachtung. Wer auf Erfolg rechnet, inseriere im **„Lübecker Volksboten"**

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

In Dosen überall erhältlich.
Fabrik: Urban & Lemm, Charlottenburg.
3978



Bei Rückgratverkrümmungen,
hohen Schultern und Hüftverrenkungen
erzielte ich glänzende Erfolge bei Erwachsenen und Kindern mit meinem gesetzlich geschützten
Redressions-Apparat
„System Haas"
Sprechstunden: ohne Verpflichtung und kostenlos am Sonnabend, dem 19. Juli cr., von vormittags 9 Uhr bis nachmittags 5 Uhr im „Hotel International", Lübeck.
Franz Menzel,
Orthopädisches Etablissement,
Hamburg, Beim Strohhause 2.
Mein Apparat wurde u. a. preisgekrönt auf der Internat. Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911.

Ich bitte genau auf meine Firma zu achten und sich nicht durch ähnlich lautende Inserate irreleiten zu lassen. Der rühmlichst bewährte **„Haas-Apparat"** wird nur von mir hergestellt. (5486

Hintze & Stech
Größte Möbelfabrik Lübecks
empfehlen 882
Wohnungseinrichtungen.
Direkter Verkauf an Private zu billigen Preisen gegen bar in der Fabrik:
Moislinger Allee 60.

Saison-Ausverkauf
von Donnerstag, den 17. Juli an.
Enorme Preisherabsetzungen! — Lubeca-Marken oder 4 Prozent außerdem.

Nachstehend hebe ich einige der ausgelegten Artikel hervor:
Diverse Restposten **baumwollene Musseline,** per Meter **20, 25, 28** u. **35** ₰, Wert bis 65 ₰.
Große Posten **Hemdentuche,** unter Preis, zur billigsten Zeit eingekauft
mittelfädig Meter **30** u. **33** ₰ — feinfädig Meter **38** ₰ — grobfädig Meter **45** ₰ — weiches Gewebe Meter **50** ₰
Kinder-Schürzen, etwas angestäubt, besserer Artikel, Größe 45 bis 90 cm, jetzt **60** ₰ bis **1.35** M.
Damen-Schürzen, Blusenfasson, prima Stoffe, Stück **88** ₰.
Damen-Schürzen, Mieder-, Kleider-, Prinzeßfasson usw., **1.08** bis **2.00** M.
Extra breite **Hausstandsschürzen** aus Wienerleinen und Druckstoffen, sonst bis **1.65** M., jetzt Stück **98** ₰.
Russenkittel, niedliche Muster, durcheinander, Stück **65** und **70** ₰.
Damen-Wasch-Unterröcke mit breitem Volant, Stück **88** ₰.
Ein Posten besserer **Sommer-Unterröcke** jetzt **1.35—2.50** M.
Helle **Fancy-Anstands-Röcke,** gebogt, Stück **95** ₰.
3 Serien weiße **Stickerei-Röcke,** sehr vorteilhaft, **1.80, 2.20, 2.50** M.
Ausrangierte **Damenblusen,** dunkel und hell, Stück **40** und **65** ₰.
Weiße Damenblusen, mit klarer Passe und Zwischensätzen, Stück **88** ₰.
Blaue Zephyrleinen-Damenblusen, jetzt **1.30** M.
Feine Chemisekattunblusen, jetzt **1.15** M.
Ein Posten **Velour-Kinderkleider,** niedliche Muster, Größe 45 u. 50 cm, Stück **75** ₰.
Damen-Hemden, etwas bestäubt, Serie I **95** ₰. Serie II **1.28** M. Serie III **1.45** M.
Damen-Hosen 98 ₰
Damen-Untertaillen mit Stickerei **95** ₰.
Damen-Nachtjacken aus weißem Croisé-Barchend **1.10** M.
Frack-Korsetts, besonders billig, jetzt Stück **1.30** u. **1.70** M.
Ein großer Posten **Kinder-Mützen** aus weißem reinwollenem Kaschmir, Stück **15** ₰.
Ein Posten **Woll-Plaidtücher 1.50, 1.85, 2.00** M.
Ein Posten schwarze baumwollene **Damen-Strümpfe,** ohne Naht, Paar **38** ₰.
Ein Posten **Schweißsocken,** ohne Naht, Paar **25** ₰.
Sämtliche **Sommer-Handschuhe 15 Prozent** ermäßigt.
Sämtliche **Steppdecken und Verandendecken** jetzt fabelhaft billig.
Mädchen-Sommer-Jacketts, jetzt, ohne Rücksicht auf den früheren Preis, **1.50, 2.50, 3.50** M.
Augendrell-Handtücher, gesäumt und mit Band, 6 Stück **1.75** M.
Ein Posten **Bettlaken,** 130 u. 140 cm breit, jetzt **1.38, 1.95** u. **2.65** M.
Ein Posten **Biberbettücher 98** ₰ u. **1.35** M.
Ganz schwere **Tischtücher,** 112×150 cm groß, jetzt **1.38** M.
Ganz schwere **Augendrell-Handtücher,** 50×110 cm groß, Stck. **40** ₰ 5487
Reste aus allen Abteilungen des Lagers liegen extra billig aus.
Ein Posten **Knaben-Strohhüte,** durcheinander, Stück **10** ₰.
Auffallend billig!
Großer Posten **Plüsch- und Cord-Pantoffeln,** mit Linoleum- und Ledersohlen, **etwas beschädigt,** alle Größen durcheinander, Paar **15** ₰.
In der Abteilung für Herren-Garderoben sind die Preise besonders herabgesetzt.
Es liegen diverse angestäubte und verblichene Artikel aus.
Otto Albers
Markt 4. Kohlmarkt 10.

Grosser Saison-Ausverkauf

Während des **Vergrößerungs-Umbaues** sind unsere Verkaufsräume durch Absperrungen sehr beschränkt. Wir sind daher gezwungen, die großen Läger bedeutend zu verkleinern, und verkaufen in

allen Abteilungen grosse Posten

zu ganz gewaltig ermäßigten Preisen

teilweise für die Hälfte des regulären Wertes.

Streng reell! Es gelangt nur unsere erprobt erstklassige Garderobe zum Verkauf! **Keine Partiewaren!**

Herren-Anzüge nur moderne Sachen in bester Verarbeitung

regulär bis 20.00 M.	regulär bis 40.00 M.	regulär bis 50.00 M.	regulär bis 65.00 M.
14.00	22.00	29.00	38.00

Jünglings-Anzüge darunter letzte Neuheiten in Schneiderverarbeitung . . . . . .

regulär bis 21.00 M.	regulär bis 27.00 M.	regulär bis 34.00 M.	regulär bis 48.00 M.
10.00	15.00	20.00	25.00

Herren-Hosen in allen Größen, Buckskin, Cheviot und Kammgarn . . . . . .

regulär bis 4.00 M.	regulär bis 5.50 M.	regulär bis 7.00 M.	regulär bis 8.75 M.
2.75	3.75	4.75	5.75

5489

Knaben-Anzüge nur starke, haltbare Stoffe

regulär bis 6.25 M.	regulär bis 11.00 M.	regulär bis 17.75 M.	regulär bis 23.50 M.
2.50	4.50	7.50	10.50

Wasch-Anzüge waschechte Qualitäten

regulär bis 4.75 M.	regulär bis 7.75 M.	regulär bis 9.25 M.	regulär bis 12.00 M.
2.00	3.00	4.00	5.00

Russen-Kittel Wert bis 8.00 M. . . . . Stück **2.00**

Knaben-Sweater Wert bis 3.50 M. . . . . Stück **95 ₰**

Großer Posten **Knaben-Hosen** mit Leibchen Stück von **95 ₰** an
Kniehosen . Stück von **1.50 M.** an

Knaben-Waschblusen weit unter Preis . . . . . Stück von **50 ₰** an

Wasch-Südwester Stück **75 ₰**

Alle anderen Sachen sind um **10** % im Preise ermäßigt. Jeder Gegenstand wird gern aus den Fenstern verkauft.

Spille & v. Lühmann

Lübecks grösstes Spezialhaus für Herren- und Knaben-Garderobe.

Für die bewiesene Unterstützung
er Beamten und Arbeiter der Firma
ull Meyer unseren besten Dank.
477) **J. Fuchs und Familie.**

Ein vollständiger Turn-Anzug
ine kurze Hose, eine lange Hose,
ne Jacke, zwei Hemden, ein Paar
chuhe) für das Alter bis 16 Jahren,
reiswert zu verkaufen.
484) Kupferschmiedestraße 11, II.

Fußballstiefel
verk. (5488) Friedenstr. 4.

---

neuer 2tür. Kleiderschrank
Tombolagewinn) billig zu verkauf.
480) Arnimstraße 22.

---

echnisches elektrisch. Werk
illig zu verkaufen.
479) Hundestraße 101, I.

Plakate
betr.
Verordnung des Medizinalamts vom 11. Juli 1910 bezügl. Feilhalten von Nahrungs- und Genußmitteln
sind zum Preise von 30 Pfg. per Stück zu haben in der
uchdruckerei d. Lüb. Volksb.

Prima
Hartkohs-Briks
— rein gesiebt — (5483
— in schöner Körnung —
jetzt ganz billig.
Bestellungen erbitte umgehend.
Christian Gäde
Fischergrube 4 Lager Drahtbrücke.

Leere Farbetonnen
vorrätig.
Expedition d. „Lüb. Volksbote".

Treff- und Sammelpunkt aller fidelen und fröhlichen Menschenkinder auf dem Festplatze.

Humor, Stimmung und a Gaudi ist Parole!

„Juhu! Juhu!"

Ludwig Kock.

Konzerthaus Zauberflöte.

Seidel 15 Pfg. **Erfrischungszelt auf dem Festplatze** Seidel 15 Pfg.
gegenüber der Tribüne an der Israelsdorfer Allee.

Während der beiden Festtage:

Großes Doppel-Konzert (2 Musik-Kapellen)
von nachmittags 1 bis 2 Uhr nachts.

Montag morgen: Frühschoppen-Konzert

„Alle Festgäste, sowie Freunde und Bekannte lade ich zur frohen Einkehr freundlichst ein; für **Stimmung, sowie gute Speisen und Getränke ist in bekannter Weise bestens gesorgt.**

5485) **Ludwig Kock.**

Chorverein Lübeck.

General-Versammlung
am Mittwoch, dem 23. Juli
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.

Tages-Ordnung:
1. Abrechnung vom 2. Quartal.
2. Vogelschießen.
3. Verschiedenes.

5492) **Der Vorstand.**

Kranken- u. Sterbekasse gewerblicher Arbeiter.
(E. H. Nr. 24).

General-Versammlung
am Montag, dem 4. August 1913
abends 8½ Uhr
im Gewerkschaftshaus, Johannisstr. 50-52.

Tagesordnung:
1. Abrechnung vom 2. Quartal 1913.
2. Verschiedene Kassenangelegenheiten.

Mitgliedsbücher sind vorzuzeigen.

5195) **Der Vorstand.**

Achtung!
Transportarbeiter
von Stockelsdorf und Umgeg.

Mitglieder-Versammlung
am Donnerstag, dem 17. Juli
abends 8½ Uhr
im Lokale des Herrn L. Paetau in Fackenburg.

Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gegeben.

5490) **Der Vorstand.**

NB. Um zahlreiches Erscheinen der Mitglieder ersucht. D. O.

Lastadiearbeiter!

Versammlung
am Donnerstag, d. 17. Juli
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.

Tagesordnung:
1. Innere Verbandsangelegenheiten.
2. Verschiedenes.

5491) **Der Vorstand.**

Unsere Gesellschaftsspiele

haben sich bei groß und klein in kurzer Zeit sehr beliebt gemacht. Der beste Zeitvertrieb für unsere Jugend, da die Spiele sehr unterhaltend sind und sie in keiner Familie fehlen sollten.

Preis 60 Pfg., Mk. 1.— und Mk. 1.80.

Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Zentral-Hallen
Dankwartsgrube 20.
Jeden Donnerstag:
Tanzkränzchen.
Anfang 8 Uhr.
Ende 12 Uhr.
2)

Lübecker Sommer-Theater
i. d. Stadthallen. Dir. Ernst Albert.

Donnerstag, den 17. Juli 1913:
Zum letzten Male:
Das Heckenröschen.
Nach dem Lübecker glänzenden Erfolg wieder an 10 Bühnen angenommen.

Freitag, den 18. Juli:
Auf vielseitiges Verlangen:
Der Possenschlager Julchens Flitterwochen.

Sonnabend, den 19. Juli:
Die aufsehenerregende Novität von Sudermann:
Der gute Ruf.

5482) Anfang stets 8¼ Uhr.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 164. Mittwoch, den 16. Juli 1913. 20. Jahrg.

Das Elend der Ledigen.

Wenn ein echter rechter Bummelzug mit preußischer Langsamkeit und Gewissenhaftigkeit nebst einem guten Dutzend ebenso echt-preußischer Wagen vierter Klasse in einen Berliner Bahnhof eingefahren ist, und die Masse der Reisenden, schwer beladen mit Körben, Kiepen, Säcken, Kartons und Hutschachteln, sich durch den Engpaß der Bahnsperre gezwängt hat, dann wird der abseits stehende Beobachter wieder und wieder gewahr, wie sich einzelne Menschen, aus dem Knäuel lösen, und sich scheu und ängstlich umschauen. Niemand hat sie erwartet, und mit einem lieben Wort willkommen geheißen, niemand kümmert sich um sie als höchstens der Schutzmann, der sich verpflichtet fühlt, in jedem unsicher Auftretenden einen Verbrecher zu ahnen. Und wenn nun gar der Ankömmling zagen Schrittes die Treppen hinuntersteigt und durch das Bahnhofsportal schreitet, dann packt ihn wohl die riesige Welle des Weltstadtverkehrs und wirft ihn irgendwo an den Strand, in einer Kneipe, in einem zweifelhaften Gasthaus, in einem absurden Logierhaus. Und überall sind Menschen mit lauernden Blicken, die um den Fremden herumstreichen und den rechten Augenblick erspähen, wo er sich so ganz verlassen und elend fühlt, um ihm dann mit gleißnerischen Worten Herz und Geldbeutel zu öffnen und nach einiger Zeit den um seine Zehrgroschen Betrogenen seinem weiteren Schicksal zu überlassen. Ganz besonders schlimm geht es dabei mitunter einzelnen Mädchen und Frauen, wenn sie nicht energisch genug sind und sich das Gesindel, das mehr will als ihr Geld, vom Leibe halten.

Aber selbst wenn der Fremdling diese ersten bösen Klippen überwunden hat, wenn er in Lohn und Brot ist und an gleichgesinnten Genossen Schutz und Stütze hat, kommen oft genug Stunden, in denen sich seiner ein Gefühl grenzenloser Einsamkeit und Verlassenheit bemächtigt. Seine Wohnung ist oft nur ein Bett in einer Schlafstelle, alles andere muß er mit seinen Wirtsleuten teilen. Dämmerung herrscht ewig in dem Raum, der fast immer nach einem Hof hinausgeht, kein Sonnenstrahl dringt hinein, kein frischer Luftzug verschafft Kühle und Erquickung für die Nacht. Und nun erst das tägliche Essen! In irgend einem Lokal wird es eingenommen, dessen Wirt auf das Trinken sieht und deshalb die an sich bescheidenen Speisen so tüchtig salzen und pfeffern läßt, daß ein von Wutki ausgepichter Kosakenschlund dazu gehört, um sie hinunterzubringen. Beides, der einem freien Menschen unerträgliche Trinkzwang und das wenig ansprechende Essen genügen, um viele völlig verzweifeln zu lassen. Und selbst da, wo einer besser gestellt ist, und sich ein eigenes Zimmerchen mieten und ein besseres Essen leisten kann, wird er unter diesen Verhältnissen leiden und auf die Dauer auch an seiner Gesundheit, Lebens- und Arbeitsfreude Schaden nehmen. Der Ledige, sei er Mann oder Frau, Mädchen oder Jüngling, ist in der Tat das wahre Stiefkind der Weltstadt. Sie lockt die Menschen mit ihren schimmernden, gleißenden Herrlichkeiten an, aber wenn sie den Vertrauensseligen erst hat, zeigt sie ihm die Kehrseite, und die — man muß es kräftig sagen — sieht übel genug aus.

Allerdings gibt es eine Anzahl Organisationen, die sich der zureisenden Ledigen, besonders der alleinstehenden Mädchen, annimmt. Tätige Hilfe in irgend einer Form ist immer besser als gar keine Hilfe, und so kann man diesen durchweg konfessionellen Veranstaltungen die Anerkennung nicht versagen, daß sie sich in ihrer Weise redlich bemühen, dem Uebel zu steuern. Nun ist aber ein hervorstechender Zug unserer Zeit, daß der einzelne sich in seinen persönlichen Dingen nicht gerne bevormunden läßt; er will frei sein von allerlei ihm allmählich lästig werdenden Beobachtung inbezug auf seine Gesinnung und Gefühle. Deshalb sucht er möglichst Anschluß an Organisationen, die diesen Freiheitsdrang ernsthaft respektieren. Solche gibt es nun seit einiger Zeit in drei deutschen Städten, in München, Jena und Berlin, woselbst sich sogenannte Speisehaus- und Ledigenheimgenossenschaften gebildet haben mit dem Ziele, das Elend der Ledigen zu mildern, die Heimlosigkeit der Heimatlosen unmöglich zu machen, indem sie die Ledigen ermuntern, durch Anschluß an die Genossenschaft ihrer Einsamkeit Herr zu werden und sich in einer Gemeinschaft gleichstrebender Männer und Frauen, den für die Bewältigung des Lebens notwendigen Halt zu bewahren. Wiewohl sich die Genossenschaften an alle Kreise der Bevölkerung wenden, waren es bisher vorzugsweise die Angehörigen der großen freien Arbeiterorganisationen, die sich ihnen angeschlossen haben. Es kann deshalb allen, besonders nach Berlin gehenden Ledigen beiderlei Geschlechts, in ihrem eigenen Interesse geraten werden, sich unverzüglich nach ihrer Ankunft mit den Personen der Genossenschaft in Verbindung zu setzen, die ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen werden; es sind dies in Berlin die Herren A. Baumeister, internationaler Gewerkschaftssekretär, und Joseph Aman, Arbeitersekretär, beide Gewerkschaftshaus, Engelufer 15.

Das, was die Genossenschaft anstrebt, nämlich ein eigenes Heim, besteht zwar noch nicht, denn dazu bedarf es gerade in Berlin ganz bedeutender Mittel. Aber schon das Bewußtsein, einer solchen Gemeinschaft anzugehören, wird dem alleinstehenden Ledigen eine große Beruhigung sein, denn sobald das Heim da ist, kann er sagen: Dazu habe auch ich geholfen, und ich brauche niemandem zu danken. Das ist das wichtigste Merkmal unserer Zeit und der nach Freiheit trachtenden Menschen, daß sie alle noch so gut gemeinten Almosen und Geschenke verschmähen, um sich nicht das stolze, ruhige Gefühl rauben zu lassen, alles aus eigener vereinter Kraft geschaffen zu haben. So hilft auch diese neue Art der Genossenschaft, das Ideal der Freiheit, Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu verwirklichen. Es ergibt sich also auch gewissermaßen eine kleine Pflicht für den Ledigen, an dieser Arbeit mitzutun.

Soziales.

Armenmilch. Die Berliner Armendirektion hat beschlossen, die Versorgung der Armen mit von den städtischen Gütern gewonnener Milch zu versuchen, weil die genaue Untersuchung der für die Stadtarmen seither zur Versendung gelangten Milch ein sehr wenig günstiges Ergebnis gezeitigt habe: von 192 entnommenen Proben seien nur 68 als einwandfrei befunden worden, während die anderen, was Fettgehalt und besonders Sauberkeit der Milch anbetraf, zu Beanstandungen Veranlassung gegeben hätten. Die Berliner Milchhändler wehren sich lebhaft gegen den Beschluß der Armendirektion. Sie geben vor, weniger gegen die Versorgung der Armen mit Milch aus städtischen Gütern zu haben, als entrüstet über die Begründung des Beschlusses der Armendirektion zu sein. Die Milchhändler behaupten, sie lieferten wöchentlich 50 000 Liter Milch für die Zentralkommission der Krankenkasse und trotz schärfster Kontrolle seien Beanstandungen gegen die gelieferte Milch bisher nicht erhoben worden. — Diese Haltung der Milchhändler ist taktisch nicht unklug; sie wissen, daß die Berliner Arbeiter sehr empfindlich gegen Unverschämtheiten sind, die darin liegen, daß man das schlechteste Zeug den Armen gibt, sich aber dafür von der Stadt den guten Preis bezahlen läßt.

Aus der Partei.

Aus der schwedischen Partei. Der Jahresbericht der schwedischen Partei für 1912 ist erschienen. Aus ihm geht hervor, daß nunmehr die Parteiorganisationen, ebenso wie die der Gewerkschaften, sich von dem großen Kampf vor vier Jahren erholt haben und in steigendem Wachsen begriffen sind. Im Berichtsjahre sind ca. 4000 neue Mitglieder gewonnen worden und die Mitgliederzahl ist von 57 721 auf 61 498 gestiegen. Die Zahl der Ortsvereine ist von 427 auf 480 gewachsen. Es ist dies die größte Zahl der Ortsvereine, seitdem die Partei besteht. Selbst im Jahre 1907, da die Mitgliederzahl 133 388, also mehr als doppelt so viel wie gegenwärtig, betrug, gab es nur 239 Ortsvereine. In den letzten zwei bis drei Jahren wurden eine Menge kleiner Ortsvereine gegründet, und zwar in Bezirken, wo früher von einer sozialdemokratischen Bewegung nichts zu spüren war. Zwar haben diese Vereine bis jetzt nur wenige Mitglieder, aber trotzdem haben sie eine große Bedeutung als Stützpunkte der Bewegung in diesen Bezirken. Im Bericht wird die Erwartung ausgesprochen, daß bei den Wahlen im nächsten Jahre gerade in diesen Bezirken unsere Stimmenzahl stark wachsen wird. Bei den Wahlen im Jahre 1911 erhielten wir 172 980 Stimmen, 1908 waren es 54 004 und 1905 nur 26 083. Von 1897 bis 1902 war der Genosse Branting der einzige sozialdemokratische Vertreter im schwedischen Parlament, 1903 wurden vier Genossen gewählt, 1906 wurden es 13, 1909, in dem großen Kampfjahr, 34, und jetzt sitzen in der zweiten Kammer 64 und in der ersten 13 Genossen. — Volkshäuser gibt es im ganzen Lande 280, welche einen Wert von 4 173 856 Kr. repräsentieren. Davon sind 160 ganz oder teilweise Eigentum der Partei und der Gewerkschaften. Außerdem sind noch 90 Volksparke im Besitze der Arbeiterorganisationen, die einen Wert von über 800 000 Kronen haben. — Die auf dem letzten Parteitag beschlossene Errichtung eines Parteiverlages ist im Berichtsjahre durchgeführt worden und befriedigt allgemein. Es ist eine Aktiengesellschaft errichtet worden, in welcher der Parteileitung die Mehrheit der Aktien gesichert ist. Von der neugegründeten Arbeiterbank sind 2000 Kr. geschenkt worden, um die Übersetzung der bedeutendsten Werke von Marx, Lassalle und Engels ins Schwedische zu veranlassen; weitere Beiträge sind in Aussicht gestellt zu diesem Zweck. Ein großes Geschenk, rund eine halbe Million Kronen, haben die schwedischen Organisationen erhalten. Ein Stockholmer Kaufmann, Niels Berg, schenkte der Partei und den Gewerkschaften sein im Stockholm Amt belegenes Gut „Karholmen" im Werte von 100 000 Kr. und 400 000 Kr. bar, zu dem Zwecke, ein Erholungsheim für organisierte Arbeiterinnen zu errichten. In der Schenkungsurkunde betont der Geber, daß infolge des ständigen Wechsels auf dem Arbeitsmarkt und des Kampfes zwischen Kapital und Arbeit eine Arbeitslosigkeit geschaffen werde, wodurch unschuldige Frauen und Kinder am härtesten getroffen und in Not und Elend gestoßen würden. Es sei deshalb die Pflicht des Kapitals, beizutragen, die Wunden zu heilen, die diesem Teile der Bevölkerung dadurch geschlagen würden. Durch sein Geschenk wolle er dieser seiner Auffassung Ausdruck geben. — Die Verwaltung der Stiftung ist in die Hände der beiden Genossen Lindquist und Magnussen gelegt, nach deren Tode die Landesorganisation selbst die Leitung übernehmen soll.

Aus den Organisationen. Die Parteiorganisation Elsaß-Lothringens hält ihre diesjährige Generalversammlung am 19. und 20. Juli 1913 in Schlettstadt ab. Dem Bericht des Landesvorstandes ist zu entnehmen, daß es nicht gelungen ist, die Mitgliederzahl, die

Müllerliebe.

Roman von George Sand.
Deutsch von Heinrich Hesse.

(31. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

„Ach, Herr Brikolin," sagte Ludwig, der die Geduld verlor und das Urteil ein wenig brutal fand, wenn man ihn auch nicht beschimpft hätte, „erzählen Sie mir dies alles seit fünf Minuten, um zu lachen oder zu scherzen? Sprechen Sie im Ernst? . . . Ich habe Sie nicht um Ihre Tochter gebeten, und sehe also nicht ein, warum Sie sich die Mühe geben, Sie mir zu verweigern. Ich bin nicht der Mann, der ohne Achtung von ihr spräche. Ich sehe also auch nicht ein, warum Sie mir die üblen Reden vorhalten, die Frau Brikolin über mich führt. Wenn Sie damit sagen wollen, ich solle mich fortmachen, so bin ich dazu gern bereit. Wollen Sie mir jedoch die Kundschaft damit kündigen, so widersetze ich mich dem nicht — ich habe so genug. Aber reden Sie frei heraus und lassen Sie uns auseinandergehen als anständige Leute, denn ich muß Ihnen gestehen, daß alles dies den Eindruck eines schlechten Streites auf mich macht, den man mit mir sucht — als wolle irgend jemand mir ein Unrecht aufschieben, um das seinige zu verdecken."

Während er noch so sprach, war Ludwig aufgestanden und schickte sich an, hinauszugehen. Doch sich mit ihm entweiten — dazu verspürte Brikolin keine Lust, umsoweniger, als es nicht in seinem Interesse lag.

„Was sagst du da, du großer Dummkopf?" antwortete er in freundschaftlichem Tone, indem er ihn zwang, sich wieder zu setzen. „Bist du toll? . . . Was für eine Grille zirpt denn nur bei dir? . . . Habe ich etwa im Ernst mit dir gesprochen? . . . Achte ich nur im geringsten auf die Dummheiten meiner Frau? . . . Es ist die allgemeine Regel — eine Wespe, die einem um die Ohren brummt, und ein Weib, das einen ärgert und einem widerstrebt — das ist fast derselbe Singsang . . . Doch trinken wir unsere Kanne aus und laß uns Freunde bleiben, Ludwig . . . Meine Kundschaft ist gut, und ich muß mich loben, sie dir gegeben zu haben. Wir können uns gegenseitig manchen kleinen Dienst erweisen, es wäre doch sehr albern, uns um ein Nichts zu zürnen. Ich weiß, du bist ein geistreicher, verständiger Junge, und kannst meiner Tochter nichts weismachen. Übrigens habe ich eine zu gute Meinung von ihr, um nicht zu denken, daß sie dich schon heimzuschicken wüßte, wenn du den Respekt außer acht ließest, wie . . ."

„Wie . . . wie . . .!" rief Ludwig, indem er in einer Regung ausgeprägten Zornes mit seinem Glase auf den Tisch schlug, „all diese Gründe sind nutzlos und langweilen mich auf die Dauer, Herr Brikolin! Zum Teufel mit Ihrer Kundschaft, Ihren kleinen Diensten und meinen Interessen, wenn ich nun noch die Vermutung hören muß, daß ich fähig sei, mich Ihrer Tochter gegenüber zu vergessen und sie mich über kurz oder lang in meine Schranken zurechtweisen müsse. Ich bin zwar nur ein Bauer, allein mit Verlaub, Herr Brikolin — ich bin ebenso stolz als Sie. Und wenn Sie sich mir gegenüber nicht gewählter auszudrücken vermögen, so lassen Sie mich Ihnen Adieu sagen und mich an meine Arbeit gehen."

Brikolin hatte Mühe, Ludwig zu beruhigen, der sich sehr gereizt fühlte — nicht durch den Verdacht der Pächterin, den er in gewissem Sinne verdient hatte, noch durch Brikolins grobe Worte, an die er sehr gewöhnt war, sondern durch die Grausamkeit, mit der dieser Protz, ohne es zu wissen, die schmerzhafte Wunde seines Herzens bluten ließ . . . . Endlich besänftigte er sich, nachdem er den Pächter um Verzeihung hatte bitten lassen, der seine guten Gründe hatte, sich friedliebend zu zeigen und nicht auf die Befürchtungen seiner Frau zu hören — wenigstens für den Augenblick.

„Ah . . . sagte er, indem er ihn einlud, nach dem Käse noch eine neue Kanne seines „Blaßroten" zu trinken. „Du bist also sehr befreundet mit unserer jungen Dame?"

„Sehr befreundet!" erwiderte der Müller mit einem Rest von übler Laune, indem er trotz der beharrlichen Bitten seines Gastgebers darauf verzichtete, zu trinken. „Das ist ein ebenso vernünftiges Wort als die Liebe, über die mit Rosa zu sprechen, Sie mir verbieten . . ."

„Meiner Treu . . . wenn das Wort unpassend ist, so bin ich es nicht, der es erfunden hat. Sie selbst hat uns gestern mehrere Male gesagt — was die Theobaldine sehr in Wut brachte — sie habe sehr freundschaftliche Gefühle für dich. Wahrhaftig, du bist ein schöner Junge, Ludwig, dafür bist du bekannt, und es heißt, daß vornehme Damen . . . Aber willst du noch böse werden?"

„Ich bin der Meinung, Sie haben heute morgen einen Krug zuviel getrunken, Herr Brikolin!" sagte der Müller, bleich vor Empörung.

Nie hatte Brikolins Zynismus, über den er sich schon früher eine Meinung gebildet, ihm so großen Abscheu eingeflößt.

„Und du . . . du hast, glaube ich, heute morgen die Mehlschaufel in deinen Magen geschüttet, denn du bist griesgrämig und rappelköpfisch wie ein Wassertrinker. Man kann also nicht mehr mit dir lachen? Das ist etwas ganz Neues! . . . . Nun, sprechen wir also ernsthaft, weil du es willst. Es ist gewiß — auf eine oder die andere Art hast du die Achtung und das Vertrauen der jungen Dame erworben und sie hat dir Aufträge erteilt, ohne jemand etwas zu sagen."

„Ich weiß nicht, worauf das hinaus soll."

„Ei, ei . . . für sie gehst du nach X. und holst ihr ihre Sachen und ihr Geld! . . . Denn Franziska hat gesehen, wie du ihr einen dicken Sack mit Talern reichtest . . . Du machst wohl Geschäfte?"

„Wie Sie wollen — ich weiß, daß ich die meinigen erledige und ich ihr bei derselben Gelegenheit ihr Geld und ihre Koffer aus dem Gasthof geholt habe, wo sie sie in Verwahr gegeben. Wenn das heißt, ihre Geschäfte ausrichten — topp, ich bin dabei!"

„Was war es denn für ein Sack? War es Gold oder Silber?"

„Weiß ich es . . .? Ich habe nicht hineingesehen!"

„Das hättest du doch leicht machen können — es wäre ja kein Unrecht gewesen!"

„Die Sache scheint Sie zu interessieren? Das hatte ich nicht erraten!"

„Hör einmal, Ludwig, mein Junge . . . . sei offen — hat die Dame mit dir über ihre Angelegenheiten gesprochen?"

„Woraus wollen Sie das schließen?"

„Daraus!" antwortete der Pächter, indem er mit dem Finger auf seine niedrige und gebräunte Stirn deutete. „Ich fühle etwas in der Luft von Vertraulichkeiten und Heimlichtuereien — die Dame scheint mir zu mißtrauen und dich um Rat zu fragen."

„Wenn das sein würde . . . .!" antwortete Ludwig — er sah Brikolin fest ins Auge mit einiger Absicht, ihm zu trotzen.

„Und wenn es so wäre, Ludwig, denke ich nicht, daß du mir ungünstig gesonnen sein wirst?"

„Wie meinen Sie das?"

„Wie du es selbst meinst. Ich habe immer Vertrauen zu dir gehabt, und du wirst es hoffentlich nicht mißbrauchen. Du weißt doch, daß mir das Gut gefällt und ich es nicht allzu teuer kaufen möchte?"

„Ich weiß recht gut, daß Sie es nicht nach seinem wirklichen Werte bezahlen wollen."

„Sein Wert, sein Wert!" . . . Das hängt ganz von den Verhältnissen der Personen ab. Was für andere ein schlechter Verkauf sein würde, wird sie glücklich verkauft nennen, wo sie ein so großes Bedürfnis hat, aus der Verlegenheit herauszukommen, in der ihr Gatte sie zurückgelassen."

(Fortsetzung folgt.)

im Jahre 1912 auf 6478 angewachsen war, während sie im Jahre 1911 erst 4809, im Jahre 1910 gar nur 3526 betragen hatte, voll zu halten. Sie sank auf 6229, also um 249. Aber dieser Mitgliederrückgang ist nur ein scheinbarer, da unter den organisierten Parteigenossen sich ziemlich viel Bauarbeiter befinden, die vielfach erst im Hochsommer in der Lage sind, ihre aus der Winterzeit her restierenden Beiträge nachzuzahlen. Da die Mitgliederzahl nach den tatsächlich verkauften Beitragsmarken berechnet wird, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die wirkliche Mitgliederzahl eher höher, denn niedriger ist als im Vorjahre. Das ergibt sich auch daraus, daß in den 8 Monaten der Berichtsperiode mehr Gelder an die Landes- und an die Hauptkasse abgeführt werden konnten, als in den 12 Monaten des vorhergehenden Berichtsjahres. Die Presse hat ebenfalls recht erhebliche Fortschritte zu verzeichnen. Erstmals ist es gelungen, die Straßburger „Freie Presse" ohne Zuschuß aus Berlin über Wasser zu halten. Bei der Reichstagsersatzwahl in Schlettstadt gelang es zwar nicht, die Stimmenzahl von 1912 zu halten, doch ist dies dem Umstand zuzuschreiben, daß bei der Hauptwahl ein liberaler Kandidat nicht aufgestellt war und infolgedessen viele antiklerikale Wähler für den sozialdemokratischen Kandidaten stimmten. Dagegen hat die Partei bei den Bezirks- und Kreistagswahlen das zu verteidigende Mandat des Gen. Peirotes in Straßburg glänzend gehalten und dazu noch ein zweites Mandat neu erobert. Auch bei den Gemeinderatsersatzwahlen hat die Partei gut abgeschnitten. In zwölf Orten beteiligten sich unsere Genossen an den Nachwahlen mit dem Erfolge, daß 25 Sozialdemokratische Kandidaten gewählt wurden. Gerade diese meist in ländlichen Orten eroberten Positionen beweisen, daß die sozialdemokratische Partei auch in Elsaß-Lothringen immer festeren Fuß faßt. — Auf der Generalversammlung des Wahlvereins für Frankfurt a. O.-Lebus wurde vom Wahlkreisvorstand ausgeführt, daß die Entwicklung der Organisation in dem abgelaufenen Geschäftsjahre nicht zufriedenstellend sei, sie komme einer Stagnation gleich. Die Organisation zählt 2150 Mitglieder, darunter 406 weibliche. Bei der Landtagswahl wurden im Kreis in 12 Parteiorten 3448 Stimmen für unsere Partei abgegeben und 84 Wahlmänner gewählt. Das bedeutet gegen 1908 eine Stimmenzunahme von 35 Prozent. Zum Parteitag führte der Vorsitzende aus, die Maifeier habe auch in diesem Jahre, obwohl sie auf einen bürgerlichen Feiertag fiel, nicht den geringsten Erwartungen entsprochen. Er erachte die Frage des Massenstreiks gleichbedeutend der der Maifeier. Bekommen wir die Massen nicht zur Maifeier aus den Fabriken, dann bekommen wir sie auch nicht zum Massenstreik. In der Diskussion kam zum Ausdruck, daß die Agitation intensiver gestaltet werden müsse, um dem Hemmnissen entgegenzuwirken. — Der bisherige Vorstand wurde wiedergewählt.

Aus dem Gerichtssaal.

Die Tragödie einer Arbeiterin. Ein erschütterndes Elendsbild wurde dieser Tage am Schwurgericht zu Amberg (Bayern) aufgerollt. Die verwitwete Fabrikarbeiterin Elise Franz hatte sich wegen des Verbrechens des Todschlags zu verantworten. Die Arbeiterin hatte einen dem Alkoholteufel verfallenen Rohling zum Mann, der sie auf das brutalste mißhandelte. Im Frühjahr ließ der Trunkenbold die Frau einmal eine Nacht hindurch im bloßen Hemd vor seiner Wohnungstür kauern. Hierauf trennte sich die Gequälte von ihrem Manne, der sich inzwischen aufhängte. Mit ihrem dreijährigen Kinde fuhr die Arbeiterin anfangs April von ihrem Wohnort Hof nach Amberg, ihrem früheren Domizil, um dort in einer Fabrik Arbeit zu nehmen. Nachts gegen 12 Uhr kam die Frau mit ihrem dreijährigen Kinde in Amberg an. Sie ging von Gasthaus zu Gasthaus und suchte mit bittenden Worten und gegen gutes Geld um ein Nachtquartier nach. Indessen, so wurde am Amberger Schwurgerichte konstatiert, im frommen, schwarzen Amberg fand sich kein Gastwirt, der die Frau und dem Kinde Obdach bot. Die Arme mußte nebst ihrem 3jährigen Töchterlein die rauhe Aprilnacht im Freien, in einer Anlage zubringen. Am frühen Morgen wollte die Frau Verwandte aufsuchen, mußte aber erfahren, daß diese längst von Amberg weggezogen sind. Nun suchte die Gequälte mit ihrem halberstarrten Kinde eine Cafeschenke auf und stärkte das Kind mit einem warmen Getränk. Nach Verlassen dieser Schänke merkte die Arbeiterin mit Schrecken, daß ihr die Geldbörse mit etwa 11 ℳ Inhalt — ihrer ganzen Habe — abhanden gekommen war. Alles Suchen und Fragen um das Verlorene war ohne Erfolg, das Geld fand sich nicht mehr. Mittel- und heimatlos, ohne Obdach, anzüglichen Fragen und mißtrauischen Blicken ausgesetzt, entschloß sich die Verzweifelte, mit ihrem Kinde zu Fuß nach Oberfranken zu wandern. Außerhalb der frommen Stadt Amberg kam die Heimatlose am Friedhof vorbei, sie geht dort auf und ab, überblickt Kreuze und Gräber und wird von Verzweiflung und Schwermut befallen. Sie wird mutlos und entschloß sich, mit ihrem Kinde in den Tod zu gehen. Unweit des Friedhofes ist ein großer Weiher, Knaben badeten darin. Als sich die fröhlichen Buben entfernt hatten, wirft die Unglückliche ihr Kind ins Wasser und springt selbst nach. Arbeiter, die vorübergingen, sahen die Frau bewußtlos im tiefen Wasser treiben und zogen sie heraus. Auch das Kind wurde gefunden. Es war tot. Die Mutter wurde ins Leben zurückgerufen, kam ins Krankenhaus und von dort ins Untersuchungsgefängnis. Vor dem Schwurgericht klagte sich die völlig gebrochene Mutter als Vernichterin des Lebens ihres Kindes an. Die Geschworenen verneinten die Schuldfrage, somit mußte die Unglückliche freigesprochen werden. Einsam und elend, in größter Not verließ die Arme den Schwurgerichtssaal — sie ist „frei".

Gewerkschaftsbewegung.

Achtung Heizungsmonteure! Der Bezirkstarif für das Heizungsgewerbe in Rheinland und Westfalen wurde von seiten des Arbeitgeber-Verbandes für die Heizungsindustrie am 31. März ds. Jahres gekündigt. Die Unternehmer legten einen abgeänderten Entwurf vor, der im Lohn- und Akkordtarif eine Verschlechterung von 20 bis 30 % vorsah. Die eingeleiteten Verhandlungen ergaben vorab das Resultat, daß der alte Tarif bis zum 15. Juli verlängert wurde. In der Sache selbst wurde aber keine Einigung erzielt, weil die Unternehmer sich sträubten irgend eine sofortige Lohnerhöhung zu gewähren. Die Verhandlungen wurden daraufhin abgebrochen. Die Branchenversammlungen der Heizungsmonteure und Helfer, welche am 13. Juli in allen Orten des Bezirks abgehalten wurden, erklärten sich mit der Haltung der Arbeitervertreter einverstanden und beschlossen einmütig, wenn nicht in letzter Stunde noch ein Entgegenkommen der Unternehmer zu verzeichnen wäre, am Dienstag, dem 15. Juli abends die Arbeit überall einzustellen. Die Berufskollegen in allen Orten werden vor Arbeitsannahme bei den rheinisch-westfälischen Firmen der Heizungsbranche gewarnt. Kollegen, es gilt jetzt die Solidarität zu bekunden und darf wohl erwartet werden, daß kein Heizungsmonteur und Helfer den Kollegen in Rheinland und Westfalen in den Rücken fällt."

Aus Nah und Fern.

Held Lippold, aus dem Waldenburger Meineidsprozeß bekannt, hat in seiner früheren Tätigkeit in Neustrelitz sich noch mehr auf das Kerbholz geladen, als wir dieser Tage schon mitteilten. In seinem dortigen Blatt hatte er nämlich den Geschäftsführer des Neustrelitzer Konsumvereins auch bezichtigt, von Reisenden Schmiergelder angenommen zu haben, er treibe Paschawirtschaft, übe Wortbruch usw. usw. Der Geschäftsführer des Konsumvereins verklagte Lippold, und das Gericht fällte folgendes Urteil:

„Der Angeklagte Lippold wird zu 50 Mark Geldstrafe oder zu fünf Tagen Gefängnis verurteilt. Außerdem trägt er die Kosten und die notwendigen Auslagen an den Privatkläger; dem Kläger wird schließlich die Publikationsbefugnis des Urteils in der „Landeszeitung" zugesprochen. Die Urteilsbegründung durch den Vorsitzenden des Gerichts lautete, das Gericht sieht in den (von Lippold) in der „Landeszeitung" veröffentlichten Artikeln eine fortgesetzte Handlung und ist der Ansicht, daß der Angeklagte von vornherein die Absicht gehabt hat, alles mögliche gegen den Kläger vorzubringen. Daß die in den Artikeln enthaltenen Behauptungen ehrenrühriger Natur und geeignet sind, den Kläger in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen ist zweifellos. Das Gericht ist aber gleichzeitig der Ansicht, daß die Form der in der „Landeszeitung" erschienenen Artikel durchaus ungehörig und nicht sachlich ist und die Absicht der Beleidigung klar erkennen lassen. Bedauern müsse das Gericht, daß der Angeklagte keine Reue empfunden habe, als der Wahrheitsbeweis für die ehrenrührigen Behauptungen nicht erbracht sei." — Das ist der Held Lippold, den sein Gewissen keine Ruhe gelassen haben soll, den Meineidsprozeß in Waldenburg zuwege gebracht zu haben.

Fortschritte der Technik. Eine Korrespondenz teilt mit, daß die am 12. Juli mit Graf Arcos Hochfrequenzmaschine in Amerika begonnenen Versuche ein überraschendes Resultat ergaben. Es gelang mit einem Kraftaufwand von nur sechs Kilowatt zwei Telegramme in 28 Worten von Amerika nach Malen zu übermitteln, während bei den in letzter Zeit in Deutschland angestellten Versuchen mehr als 100 Kilowatt nötig waren, um Zeichen nach Amerika zu senden.

Ein entsetzlicher Vorfall hat sich am Sonnabend nachmittag in Lichtenow (Lamm) bei Herzfelde auf dem O. Schröderschen Grundstück zugetragen. Dort fing der auf dem Hofe befindliche Strohschuppen an zu brennen. Die Frau des Besitzers bemerkte das Feuer und eilte hinaus, um Alarm zu schlagen. In diesem Augenblick sah sie den sechsjährigen Sohn ihrer Mieterin Schulz aus dem brennenden Schuppen kommen. Da sie den Knaben der Brandstiftung für verdächtig hielt, soll sie ihn derb angefahren haben. Wahrscheinlich aus Schreck darüber rannte der arme Junge wieder in den in Flammen stehenden Schuppen hinein. Frau Schröder hatte jedoch in ihrer Aufregung sich gar nicht mehr um den Knaben gekümmert, sondern Hilfe zum Löschen herangeholt. Währenddessen war aber der Schuppen vollständig in Brand geraten. Dem beklagenswerten Jungen jetzt noch Hilfe zu bringen, war unmöglich. Der Unglückliche verbrannte daher bis auf die Knochen. Nachdem das Feuer gelöscht worden war, wurde nur noch ein Skelett vorgefunden. In der Verzweiflung war er gegen einen Nagel gerannt, der seinen Arm vollständig durchbohrt hatte. Die Mutter des Knaben, eine Witwe und Mutter von noch vier unmündigen Kindern, brach, als man ihr von dem Entsetzen erregenden Tode ihres Sohnes Mitteilung machte, ohnmächtig zusammen.

Ungetreue Bankbeamte. Am Sonnabend wurden gelegentlich der Revision der Wechselstube des Bankgeschäfts v. d. Heydt Kersten Söhne in Barmen Unregelmäßigkeiten in den Büchern festgestellt. Kurz nach der Revision stellte sich der Wechselstubenvorsteher Heck der Staatsanwaltschaft unter der Selbstbezichtigung, schon seit langen Jahren größere Unterschlagungen begangen zu haben. Durch die sofort eingeleitete Untersuchung wurden außerdem noch zwei Untergebene des Heck, die Bankbeamten Straube und Deubel überführt, gleichfalls an den Straftaten der letzten Zeit beteiligt zu sein. Der Bankbeamte Paul Müller, dem ebenfalls Unregelmäßigkeiten bezw. Unterschlagungen nachgewiesen wurden, erschoß sich bei der Konferenz im Geschäft. Weitere Unregelmäßigkeiten dürften nicht vorliegen. Die Gesamtsumme der veruntreuten Gelder dürfte etwa 900 000 Mk. betragen. Die Beschuldigten, die sich sämtlich in Untersuchungshaft befinden, haben hoch spekuliert. Diese Verluste hat der Vorsteher Heck durch falsche Buchungen der Firma gegenüber zu verdecken gewußt.

Bei einem Grubenunglück in Aubin, das auf schlagende Wetter zurückzuführen ist, sind elf Bergleute getötet worden.

Vergifteter Käse. Vierzig Einwohner von Herzfeld sind unter Vergiftungserscheinungen nach dem Genusse von Kochkäse, den eine Bäuerin verkauft hatte, erkrankt.

Die Mutter ermordet. Die Kleinbäuerin Glas in Hainsacker bei Regensburg wurde von ihrem Sohn ermordet. Er raubte 200 Mk., die die Mutter erspart hatte, und ergriff die Flucht.

150 Menschen getötet. In der Nähe von Jekaterinoslaw fand ein furchtbarer Zyklon statt. Ein Personenzug wurde zerstört. 150 Menschen kamen ums Leben, 100 Personen wurden verletzt.

Zugzusammenstoß. Bei Smekna an der Buschtiehrader Bahn in Böhmen stieß ein Personenzug mit einem Güterzug zusammen. Zehn Personen wurden schwer, elf leicht verletzt. Die Züge wurden stark beschädigt. Der Verkehr ist teilweise gestört.

Der Ludwigshafener Lustmörder, der die zwölfjährige Emma Kelchner vergewaltigte und dann ermordete, ist in der Person des 31jährigen Fabrikarbeiters Siegel — verheiratet und Vater von drei Kindern — verhaftet worden. Man fand in der Dunggrube des von ihm bewohnten Hauses Reste von Eingeweiden des armen Opfers. Die Bestie in Menschengestalt legte ein umfassendes Geständnis ab, behauptete jedoch, nicht die Absicht gehabt zu haben, das Kind zu ermorden.

Das Erfurter Schreckensurteil. Aus Berlin wird berichtet: Die Ausschreitungen, die nach einer Kontrollversammlung in Rüxleben von sieben Wehrleuten und Reservisten begangen wurden und die das Kriegsgericht in Erfurt zur Verhängung drakonischer Strafen veranlaßten, werden demnächst das Oberkriegsgericht in Kassel beschäftigen. Zwei der Verurteilten haben sich bei dem Urteil beruhigt, die fünf anderen, die je auf fünf Jahre dem Zuchthaus überliefert werden sollen, haben von dem Rechtsmittel der Berufung Gebrauch gemacht.

Ein Sieg der deutschen Industrie!

2 Pfg. das Stück

Orientalische Tabaken, Inh: Fritz Kotz, Cigarettenfabrik, Dresden, Dresden, Lange 6 Schenken

4896

Carl Folkers
Möbelmagazin
25 Marienstraße 25.
Vollst. Wohnungseinrichtungen.
Selbstgefertigte Arbeiten.
Größte Auswahl.
1) Billigste Preise.
Weitgehendste Garantie.
Zimmereinricht. stets vorrätig.
Lieferung frei Haus auf eigenem Möbelwagen.
: Teilzahlung gestattet :
Bei Barzahlung Rabatt.
Gehe rate Lubeca-Rabattmarken.

Willi Westfehling
empfiehlt 5478
Uhren Goldwaren
Silberwaren
32 Holstenstraße 32

Glasscheiben
aller Art billigst, auch im einzelnen.
Kitt, Draht, Glasmaler-Kitt usw.
Oscar Taschnitz, Fensterglas-Handl.
Hinterlor-Allee 13. — F. 808. (405

Persil

das selbsttätige
Waschmittel

Kaffeeflecken
auch solche von Kakao, Tee, Obst, Blut, Tinte etc. herrührend, beseitigt spielend einmaliges Waschen in Persil.
Denkbar gründlichste Reinigung
bei grösster Schonung des Stoffes und garantierter Unschädlichkeit.
Ueberall erhältlich, die lose, nur in Original-Paketen.
HENKEL & Co., DÜSSELDORF.
Auch Fabrikanten der allbeliebten
Henkel's Bleich-Soda

5481

Kleines Feuilleton.

Kinematograph und Tierpsychologie. Eine seltene Probe von der Wirkung des lebenden Lichtbildes auf die tierische Intelligenz wurde kürzlich in einem Kino-Theater einer Stadt im Staate Neuyork beobachtet. Ein schottischer Schäferhund war seiner Herrin zu ihrem Sitze im Zuschauerraume gefolgt. Während einer ganzen Reihe von Vorstellungen blieb das Tier vollständig ruhig, doch als sich auf dem Bilde ein Mann zeigte, der von zwei Räubern verfolgt wurde, war es mit der Ruhe des vierfüßigen Theaterbesuchers vorbei. Unbeachtet der Mahnungen seiner Herrin, fing er an zu knurren und, als gar der Mann im Bilde durch die Räuber angegriffen wurde, brach der Hund in ein lautes Gebell aus und sprang mit gesträubten Haaren gegen die Lichtbildbühne an. Erst als der Saal wieder erleuchtet wurde und das Bild des Raubanfalles verschwunden war, legte sich der Zorn des aufgeregten Hundes.

Emmenthaler Käsestudien. Die Löcher oder „Augen", durch die sich der Schweizer Käse auszeichnet, werden ohne Zweifel durch eine Gasentwicklung verursacht. Sie sind also gewissermaßen Luftblasen. Da nun bei der Reifung jedes Käses die Bakterien mitwirken, so ist auch diese Gasbildung auf die Tätigkeit solcher Kleinwesen zurückgeführt und angenommen worden, daß die Löcher an solchen Punkten entstehen, wo sich das Wachstum der Bakterien zusammendrängt. Dennoch scheint diese Auffassung unrichtig zu sein, da eine genauere Untersuchung gelehrt hat, daß die gaserzeugenden Bakterien vielmehr ziemlich allgemein durch die ganze Masse des Käses verbreitet sind. An einzelnen Stellen werden sich nun aber größere Gasblasen bilden als an anderen, und diese wachsen dann auf Kosten der kleinen Blasen weiter. Es ist eine ähnliche Erscheinung, wie man sie an einer dem Regen ausgesetzten Fensterscheibe wahrnehmen kann, wo auch die kleinen Tropfen allmählich zu immer größeren zusammenfließen. Man hat das Wachstum der Gasblasen auch mit dem von festen Kristallen verglichen. Der Vorgang im Schweizer Käse ist so zu erklären, daß bei einer schnellen Gasbildung das Gas sich notwendig an vielen Punkten in der Nähe der Bakterienkolonien ablöst und infolgedessen zur Entwicklung zahlreicher kleinerer Augen führt. Wird die Gasbildung dagegen verzögert, so finden die einzelnen Blasen Zeit und Raum, die Käsemasse zu durchdringen und sich zu größeren Ansammlungen zusammenzuschließen. Die Größe der Augen im Schweizer Käse kann danach gemäß der Schnelligkeit der Gasentwicklung nach Belieben geregelt werden. Damit ist freilich nicht alles gesagt, da die Bildung der Löcher im Käse noch von mancherlei anderen Umständen abhängig ist. Ein kleinlöchriger Käse, wie er nicht sein soll, geht aus der Benutzung saurer Milch hervor. Eine gleichmäßige Verteilung der Augen wird durch die Gleichmäßigkeit der ganzen Käsemasse bedingt. Auch der Zustand der Luft besonders bei Gewitterneigung übt einen Einfluß auf die Form und Größe der Löcher im Käse. Daraus geht hervor, daß hier ein sorgfältiges Studium nötig ist, und man hat zur Untersuchung fehlerhafter Käsesorten neuerdings sogar die Photographie in Dienst genommen.

Heißluft als Heilmittel gegen Diphtherie.

Schon seit langer Zeit wird gegen Erkältungskrankheiten Halsentzündungen, Katarrhen usw. das Einatmen heißer Dämpfe oder Luft angewandt. Daß aber selbst schweren Erkrankungen mit der heißen Luft zu Leibe gegangen werden kann, versucht der Schweizer Arzt Dr. Rendu nachzuweisen. Besonders günstige Erfolge erzielte er, wenn er Diphtheritiskranke sehr heiße Luft einatmen ließ. Der Diphtheriebazillus wurde bei einer Hitze von 80 Grad schon nach einer Minute getötet, 60 Grad hielt er 10 Minuten aus, während er eine Hitze von 50 Grad zirka eine halbe Stunde aushalten konnte. Da nun die Diphtheriekeime an der Oberfläche der Schleimhäute des Mundes und des Rachens wuchern, lag es nahe, ihnen durch Einatmen heißer Luft zu Leibe zu gehen. Dr. Rendu hat nun bewiesen, daß Menschen eine Luft von 100 Grad Wärme bis zu zwei Minuten ohne jeden Schaden für ihre Gesundheit aushalten können. Das genügt vollständig, um das Weiterwuchern der Bazillen zu verhindern und die Krankheit einem schleunigen Ende zuzuführen. Patienten, die das Einsaugen einer bis zur Siedetemperatur des Wassers erhitzten Luft scheuen, können auch solche von 60 Grad einatmen, doch muß das dann mindestens eine halbe Stunde geschehen, wenn ein Erfolg erzielt werden soll. Dr. Rendu wählte den Mittelweg, indem er das Atmen von Luft, welche bis zu 80 Grad erhitzt war, für die Dauer von fünf Minuten verordnete. Die dabei erzielten Erfolge waren durchaus zufriedenstellend.

Fürstlicher Menschenraub in Alt-Preußen.

Wie eine fürstliche Schrulle einem harmlosen Menschen das Leben kostete, sei hier erzählt. Der Vater Friedrich des Großen, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, hatte, wie alle seine durchlauchten Vettern von Gottes Gnaden, eine ungemeine Freude an seinem stehenden Heer. Der Stock war das Erziehungsmittel, peinlicher Drill der Lebensinhalt dieser Armen. Besonderes Vergnügen fand der Landesherr an seinen „langen Kerle", die mit List und Lockungen, oft auch mit Gewalt in aller Herren Länder zusammengelesen und in den bunten Rock gesteckt wurden. Langgewachsene Menschen betrachtete der hohe Herr als königliches Freiwild. Welcher Mittel sich seine sauberen Werkzeuge, die preußischen Werbeoffiziere, bedienten, um einen „langen Kerl" für ihren hohen Auftraggeber einzufangen und damit seine Gunst zu erlangen, zeigt folgender Vorfall. Er erinnert an das schlimmste, was von afrikanischer Sklavenräuberei erzählt wird. Im Jülichschen Lande hat der Baron v. Hompesch einen schönen „langen Kerl" entdeckt, einen Tischler. Mit Geld und guten Worten aber war der nicht zu fangen. Er führte lieber den Hobel als das Mordgewehr. Da verfiel der adlige Herr auf folgende List, die wahrlich eines junkerlichen Gehirns würdig war. Er bestellte bei seinem Opfer eine Kiste, welche so lang und breit sein sollte wie er, der Tischler, selbst, und als jener nachher die Arbeit abnehmen kam, behauptete er, sie sei kürzer ausgefallen, als sie bestellt worden sei. Um ihm den Gegenbeweis zu liefern, legte sich der Tischler hinein, worauf nun Hompesch die Kiste zuschlagen, zunageln und mitsamt dem „langen Kerl" entführen ließ. Die seltene Fracht kam auch gut in Potsdam an. Als man aber die Kiste öffnete, war der Tischler längst erstickt.

Heiteres.

Der Nüchterne. „Wie vergöttere ich dieses Weib — was wäre mein Leben ohne sie?" — Freund: „Billiger!"

Zuviel. Dienstmädchen: „Herr Professor, Herr Meier wünscht Sie zu sprechen!" — Professor: „Schrecklich, immer diese Besuche; sagen Sie, ich wäre verreist und hätte Kopfschmerzen!"

Sicher ist sicher. „Also wohin? Zur Ausstellung nach Gent oder zur Ausstellung nach Breslau?" — „Wählen wir den Mittelweg Männe, und fahren wir nach Paris!"
(Aus „Lustige Blätter".)

Abrechnung. „Ja, wenn du keinen Mann ernähren kannst, dann hättest du eben nicht aus Liebe heiraten sollen!"
(Aus „Simplicissimus".)

Im Eifer. Verehrer: „Ihre Zähnchen, gnädiges Fräulein, kann ich nur mit den Perlen vergleichen, die Ihren Hals schmücken!" — „O bitte sehr . . . die Perlen sind echt!"

Boshaft. „Mir ist so ängstlich zumute, ich möchte am liebsten gar nicht zum Rendezvous gehen." — „Immer geh hin, es ist ja noch gar nicht sicher, ob er kommt."

Immer derselbe. „Herr Professor! Der Herr Medizinalrat möchte Sie einen Moment am Telephon sprechen!" — „Gleich — sagen Sie ihm, er möchte einen Augenblick Platz nehmen!"

Auf der Promenade. „Herr Doktor, ich glaubte, Sie wären auf einer Weltreise." — „Gestern zurückgekommen, Gnädigste." — „Da müssen Sie mir gleich einmal erzählen, was sie alles gesehen haben. Ich habe gerade noch ein Viertelstündchen Zeit!"

Ein Mäzen. „Hätt' ich eine Ahnung gehabt, was für Preise die Bilder vom Klibowski mal erzielen würden — tausend Mark hätt' ich ihm gepumpt und dann bei ihm pfänden lassen."

Kritik. „Was halten Sie von dem neuen Werk des Professors?" — „Kolossal schwer verständlich! Das muß man dreimal lesen, ehe man dahinter kommt, was es für'n Blödsinn ist!"

Die Aengstlichen. Madame (zu einer Köchin): „Wir engagieren Sie also, und am Ersten können Sie den Dienst antreten, unter der Bedingung, daß Sie es übernehmen, jetzt der alten Köchin in unserem Namen zu kündigen!"

Schulausflug. „Zu welcher Familie gehört die Kartoffel? Nun, Fritze?" — „Zur Arbeiterfamilie, Herr Lehrer!"

Abgeführt. „Nein, den Antrag des Amtsrichters kann ich nicht annehmen, mein künftiger Gatte muß Soldat sein!" — „Na, Mut hat er doch auch bewiesen!"

Schon möglich. Vater: „Laß das viele Kientopplaufen, Fritz! Ich bin in deinem Alter überhaupt nicht ins Kino gegangen!"
(Aus „Meggendorfer Blätter".)

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

Unterhaltungsblatt
des Lübecker Volksboten.

Nr. 28. Mittwoch, den 16. Juli 1913.

Das Taschenmesser.

Von Fritz Müller (Cannero).

Wenn einer aus dem Gebüsch sprünge und mich mit vorgehaltenem Revolver fragte: „Was ist die unverlöschlichste Erinnerung deines Lebens?" und wenn mir keine Zeit gelassen würde, mich lange zu besinnen, wenn es hieße: „Auf der Stelle sagst du's oder das Ding in meiner Hand geht los!" dann würde ich hastig, aber wahrheitsgemäß stottern:

„Herr, die tiefste und unverlöschlichste Erinnerung meines Lebens ist das Taschenmesser vom Gruber Maxl."

Freilich, wenn ich vorher an den Schreibtisch hätte gehen dürfen, um ohne Hast und wahrheitsungemäß von der tiefsten und unverlöschlichsten Erinnerung meines Lebens zu berichten, dann hätte ich gesagt:

„Die unverlöschlichste Erinnerung meines Lebens ist, als ich konfirmiert wurde," oder

„. . . ist, als ich das erste Geld verdiente," oder

„. . . als ich mich verliebte," oder

„. . . als ich Nietzsches Werk zum erstenmal las," und eine jede dieser Antworten hätte ich fein und sauber begründen und auszementieren können nach innen und nach außen, so daß kein Regen irgend eines Argwohns oder Zweifels durchgedrungen wäre, und das zementierte Geständnis wäre später als unumstößliches Dokument in meine Biographie hinübergewandert, und es wäre dennoch — falsch gewesen. Warum? Weil alles sorgsam Ueberlegte überlogen ist.

Richtig ist, was ohne lange Ueberlegung aus uns schießt, richtig ist: Die unverlöschlichste Erinerung meines Lebens ist das Taschenmesser vom Gruber Maxl.

Als ich den Gruber Maxl kennen lernte, war er ein Fünfkläßler, ich dagegen erst ein Vierkläßler. Trotzdem hat er sich herbeigelassen, mit mir und meinem Schlitten auf den schiefen Anger hinzugehen, wo man so fein herunterausen konnte mit dem Schlitten. Mit meinem Schlitten. Denn der Gruber Maxl hatte keinen Schlitten. Trotzdem hat er sich herbeigelassen, auf meinem Schlitten abzufahren. Dabei brach er sieben Latten meines Schlittens. Und weil ich auf der achten Latte meines Schlittens nicht mehr hätte fahren können, hat er vorgeschlagen, heimzugehen.

Auf diesem Heimweg war es nun, daß es passierte. Daß mir das Unverlöschlichste meines Lebens in den Weg lief.

War es Großmut oder war es das Bedürfnis, die zerbrochenen sieben Latten auszugleichen, ich weiß es heute nicht mehr. Ich weiß nur, daß der Gruber Maxl plötzlich in die Tasche griff und mich sein Taschenmesser sehen ließ, das ihm ein Onkel zum Geburtstag geschenkt hatte.

Das war ein Taschenmesser!

Das heißt, ich will genau sein. Zuerst dachte ich gar nicht, daß es ein Taschenmesser sei. Zuerst dachte ich, es sei ein dickes Eisenstück von einem Leiterwagen, das ein Fuhrmann unterwegs verloren hatte, oder ein abgebrochenes Stück von einer breitflanschigen Eisenbahnschiene. Aber da ließ der Gruber Maxl plötzlich eine Klinge aus der breitflanschigen Eisenbahnschiene herausspringen und sagte nur ein Wort dazu:

„Brotmesser!" sagte er. Dann drückte er noch einmal mit weltmännischer Gebärde irgendwo auf einen Geheimknopf des breitflanschigen Eisenbahnschienenstückes — es sprang eine zweite Klinge auf.

„Käsmesser!" warf der Gruber Maxl hin. Eine dritte Klinge blitzte auf:

„Radiermesser!" pfiff der Gruber Maxl nachlässig durch seine Zähne. Dann schlepperte es in dem Schienenstück, ein glitzerndes Gestränge fuhr heraus:

„Schere!" schmiß der Gruber Maxl oberflächlich hin. Ein Geknatter kam und ein geripptes Etwas starrte senkrecht in die Luft:

„Nagelfeile!" sagte sachgemäß der Gruber Maxl. Wieder ein Geklirre und ein Aufwärtsstarren:

„Ohrlöffel!" hieß der Text dazu. Ein neues Blitzen:

„Zahnstocher!" rasselte der Gruber Maxl herunter. Ein Drücken vorn, ein Drücken hinten — ohne Wirkung erstmals. Dann aber, als der Gruber Maxl noch ermunternd dazu bemerkte: „Na, Luader, gehst?", stach eine silberne Spirale in die Höhe.

„Korkzieher!" erläuterte der Gruber Maxl. Dann ein mächtiges Gezerre, daß die Röte ins Gesicht stieg — wieder zischte eine Klinge auf:

„Schlampanjerbrecher, keuchte der Gruber Maxl.

Ja ja, Schlampanjerbrecher, sagte er, und nicht Champagnerbrecher, ich weiß es noch genau. Denn Champagner, den ich doch niemals bekam, hätte auf mich nicht den halben Eindruck gemacht wie Schlampanjer, von dem ich noch nichts wußte, und der viel geheimnisvoller klang.

Der Gruber Maxl hat dann noch ein paarmal auf sein Schienenstück gedrückt, daran herumgezerrt, geflucht, geklopft und sich bemüht, gleichmütig dabei auszusehen, und weitere Lanzen, Spieße, Bajonette, Harpunen und ähnliche mordwerkzeugartige Dinge sind dabei herausgefahren, mit und ohne gütliches Zureden — aber ich kann die Dinge heute nicht mehr benennen. Sie sind in meinem sich steigernden Staunen damals ersoffen.

Ich erinnere mich nur noch, daß schließlich das Schienenstück ausgesehen hat wie die Vorderseite eines Landsknechtshaufens letzten Aufgebots. Ein Wald von fürchterlichen Dingen starrte in die Luft.

Genau wie ich. Denn auch ich starrte traumverloren in die Luft. Jeden Augenblick, erwartete ich, würde ein Blitz herniederfahren aus dem schwefelgelben Neid des Himmels, in die herausfordernd aufgereckten Spitzen überspringen und den stolzdurchtränkten Besitzer eines solchen Ueberwunderwerkes töten.

Nichts dergleichen.

Der Gruber Maxl legte das glitzernde Werk des Teufels — Menschen konnten so was niemals machen und im Himmel hätte es keinen Zweck gehabt — legte das glitzernde Teufelswerk auf drei Sekunden in meine zitternden Hände und sagte gönnerhaft:

„Da, schaug d'r's an!"

Und ich schaute es an. Wortlos schaute ich es an. Mein Knabenherz schlug bis zum Halse hinauf. Ehrfurcht, Neid, Bewunderung und finstere Besitzergreifungspläne lieferten sich in meiner Brust eine sekundenlange Schlacht. Aber da schrie der Gruber Maxl schon:

„Gib's wieder her!"

Und dann klopfte er die Vorderseite des Landsknechtshaufens nach der Reihe wieder ein und pfiff dazu:

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit . . . ."

Und beim „kühlen Grab" klappte die letzte Klinge ein — das Wunderteufelswerk war wieder ein breitflanschiges Schienenstück, nichts weiter.

Darauf ist der Gruber Maxl wieder seines Weges gegangen und ich habe meinen Schlitten mit sieben zerbrochenen und einer ganzen Latte in Frieden heimgezogen.

So — das ist in Wahrheit die tiefste und unverlöschlichste Erinnerung meines Lebens.

Ich habe dann jahrelang im Innersten darauf gehofft, irgend eine unerforschliche Macht würde mir zum Weihnachtsfest auch so ein Teufelswerk bescheren. Denn einen Onkel, wie der Gruber Maxl einen hatte, den besaß ich nicht. Und von meinen Eltern so etwas Ungeheuerliches verlangen? Nein, das hatte keinen Zweck. Solche Dinge darf man nicht verlangen. Solche Dinge müssen einem in den Schoß geworfen werden wie eine unbegreiflich hohe Gnade.

Die unbegreiflich hohe Gnade kam, begreiflich, nicht. So daß ich doch einmal den Mut faßte, einer Tante meine Wünsche leise anzudeuten. Dies ist es, was sie sagte:

„Was?" sagte sie, „so a damisches Zeug tät'st du dir wünschen? So ein gottverlassenes? Wer weiß, was da noch alles dran wär', an dem Messer von deinem sauber'n Freund! Vielleicht ein Dietrich oder sonst ein Einbruchswerkzeug! Vielleicht gar ein versteckter sechsläufiger Revolver! Und solchene Hinterlistigkeiten tät'st du dir wünschen? Nein, ich sag's ja

— jetzt hab' ich dich alleweil für einen vernünftigen Bub'n g'halt'n, einen braven — und derweil gehen dir solchene Daanzgerlen im Kopf umeinander — was hast denn, Bua, was schaugst mich denn auf einmal gar so deschparat an?"

Und dann wurde sie milder und fuhr besänftigend fort:

„Und schaug, Bua, was tät'st denn du mit einem solchen Messer? A Nagelfeil'n, hast d' g'sagt, war auch dabei? Jetzt schaug amal, was tät'st denn du mit einer Nagelfeil'n? A Nagelfeil'n, des is entweder für die Baron' oder für die schlechten Frauenzimmer — aber, das verstehst du noch net —, aber des verstehst schon, Bua, gelt, daß a Nagelfeil'n nix für einen ordentlichen Menschen is?"

Ich nickte mit zurückgehaltenen Tränen.

„Und was hast d' noch g'sagt," fuhr sie fort, „daß an dem sündhaften Messer dran war? A Korkzieher, hast d' gesagt? Jetzt bitt' ich dich, Bua, was tät'st du in der Herrgottswelt mit einem Stöpselzieher? Oder was tät' dein Freund, der Gruber Maxl, mit einem Stöpselzieher? Wennst d' mir da drauf was Vernünftiges sag'n kannst, verstehst, was Vernünftiges, meiner Seel', ich tät' dir wahrhaftig auch das Sündenzeug noch kaufen . . ."

Die gute Tante wußte wohl, daß ich nichts Vernünftiges darauf zu sagen hatte. Denn ob es vernünftig gewesen wäre oder nicht, das hätte ja nicht ich, das hätte meine Tante zu bestimmen gehabt. Und die hatte keine Ahnung davon, daß ein Stöpselzieher, den man nicht benützte, eines der vernünftigsten Dinge dieser Welt war. Die wußte nicht, daß ein Champagnerbrecher, der für den Besitzer keinen ersichtlichen praktischen Zweck hatte, eben das Wundervollste, das Begehrenswerteste war.

Später, als sich der Zweck zu dem Gelde gesellte, später, als ich mir sowohl ein Taschenmesser mit siebzehn Klingen als zur Not auch den Champagner hätte kaufen können — später verblaßte der innere Wert des wunderbaren Taschenmessers jämmerlich für mich.

Oder lag es nur daran, daß ich das rechte Messer gar nicht finden konnte? Genau dasselbe, das der Gruber Maxl damals hatte?

So ging ich auf die Suche. Ich ließ mir beim Messerschmied die verwegensten Taschenmesserkonglomerate vorlegen. Es waren sicher Messer darunter, die noch mehr Klingen hatten als dem Gruber Maxl seines. Aber es nützte nichts. Ich wog sie prüfend und mit verlöschender Begehrlichkeit in meinen alt gewordenen Händen. Und wenn der Messerschmied mir eines hätte verschaffen können, das eine versteckte Hobelmaschine, das eine geheime Dampfsäge, das einen dreidoppelt geheimen Goldschürfer gehabt hätte, mit dem man Gold von irgend einer Mauer hätte kratzen können — es hätte alles nichts gnützt. Denn mit einemmal kam mir die Erkenntnis: Das wundervolle Messer vom Gruber Maxl hatte noch eine ganz besondere Klinge gehabt, eine wunderfeine — eine aber, die ich nie mehr finden würde, seit die Jugendträume hinter mir versanken.

Fahrt im Zeppelin.

Von Karl Marilaun.

In einer warmen, sternlosen Septembernacht wurde eines der fliegenden Schiffe des alten Grafen zu einer Fernfahrt nach Frankfurt klargemacht.

Im Osten dämmerte bleich und rosig der junge Tag herauf und der lautatmende Spätsommerwind trieb flache Schaumkämme über den See. Farblos wie ein ausgelöschter Spiegel hing er zwischen nebelumwölkten Uferhügeln. Die Monde der Bogenlampen warfen zitternde Lichtbänder über das Wasser und in der Ferne konnte man nun Turmuhren schlagen hören. Leise orgelten sie die Stunde in den grauen Morgen. Vier Uhr früh, Anfang September, auf dem Bodensee.

Aus jenen Nebeln schwanken nun rund und schwarz die Hügelkuppen empor. Bleicher brennen die Bogenlampen und wie ein rundes böses Auge starrt die erleuchtete Zifferscheibe einer Turmuhr zu uns herüber, die wir, sonderbar bepackt mit Mänteln, Tüchern, Kappen, jetzt endlich in die Gondel des Schiffes klettern dürfen. Wir kommen nicht mehr dazu, auf das stärker werdende Rauschen des fast unsichtbaren Sees und das Krähen der Hähne in den nahen Gehöften zu horchen. Unser Herz schlägt bis zum Halse hinauf, da die erleuchteten Wände der Halle nun langsam an unseren Augen vorüberzulaufen beginnen. Langsam steuern wir so aus der halben Helligkeit des hölzernen Riesenbaues hinaus in die grauglotzende und kühlatmende Morgenfrühe. Man sitzt in einer Spannung, die direkt schmerzhaft und beinahe unerträglich ist, auf seinem Henkersbänkchen von Stuhl, knöpft die breitschirmige Klappe über die Ohren und horcht zunächst ein wenig verstört in den höllisch knatternden, sausenden Lärm der arbeitenden Propeller. Wie eingehüllt sind wir nun auf Stunden hinaus in dieses stampfende entfesselte Toben, und dieses scheinbar sinnlos rasende Tottot, diese immerwährenden kleinen Schüsse verbinden sich unserem Ohr bald zu einem nie aussetzenden Rhythmus, an den wir uns schnell gewöhnen und der uns hinaus- und hinaufträgt in das seltsame Erlebnis dieses Herbsttages.

Übrigens bin ich mir über all dies sicherlich noch nicht entfernt klar geworden und muß nun plötzlich auch schon einem neuen Gefühl nachgeben, einem tiefen Schrecken, der mich jäh überfällt, weil ich — also: weil ich nun auf einmal nicht mehr gut geradeaus über die träg herantreibenden Seewellen zu sehen vermag. Ich reibe mir die Augen, fühle, wie mir das Blut in den Kopf steigt, und richte mich zunächst ein wenig schwankend in der Gondel auf, um die Ursache dieses sonderbaren Schiefabwärtsfließens des Sees zu ergründen.

Ich halte mich mit kaltgewordenen Händen an der Brüstung, schaue grübelnd zu dem schwachgischtenden Wasser hinunter und entdecke zu meinem grenzenlosen, beklommenen Erstaunen, daß wir natürlich längst schon hochgestiegen sind! Glanzlos, mit hundert kleinen weißen Schaumkrönchen, liegt der See im fahlen Frühlicht zwischen den Bergen und wir fliegen also wirklich zu der nervenaufpeitschenden Musik der Propeller irgendwo hinauf ins Unbekannte. Unmöglich, zu ermessen, wie hoch ich mich eigentlich nun schon befinde. Die Ufer des Sees rücken langsam zusammen, die Hügel stehen verwischt, eingeschrumpft im grauen Septembernebel, der zuweilen vom Lande her über das Wasser hinwolkt. Die grünen Wald- und Ackerkuppen platten sich zusehends ab. Ihre mir sonst so vertrauten Konturen ändern sich auf die seltsamste Weise, werden fremd, sinken ein. Die tote Erde ist lebendig geworden und verhext sich vor meinen Augen: zwischen fremdgewordenen Ufern liegt der See. Dieses Land das mir von hundert Knabenwanderschaften vertraut und beinahe eine Heimat ist, entfremdet sich dem Blick und wird ihm zugleich auf eine andere, neue Weise vertraut. Alle die Buchten und Landzungen, die uns Herr Dufour vom schweizerischen Landerziehungsheim in der Sekunda eingebleut hat, sehen wir nun riesenhaft aufgerollt auf unseres Herrgotts Schultafel, die zum Ansehen unter uns gebreitet ist. Ich blicke hinunter und es fehlt mir jetzt bloß noch der Stab des Herrn Dufour, der langsam um alle diese Uferkonturen hinwandelt. . . . So ist es fast eine leise Enttäuschung, ein erlebtes Stück Land, Garten, Angelplatz, die Straße unter hundertjährigen Nußbäumen nun auf einmal wesenlos werden zu sehen, seelenlos, unwirklich: eine gewissenhaft hingetuschte Planskizze vom Bodensee.

Es mag ja sein, oder ist wahrscheinlich sicher, daß ich diese „Enttäuschung" ganz allein empfinde. Ich gebe mich übrigens sehr bald in dieses gänzlich neue Gefühl, nicht über die schöne grüne Erde, sondern über die Landkarte des Geographielehrers zu fahren, Pardon: zu fliegen. Bewegt und bange, zuletzt aber doch unsäglich neugierig, starre ich hinunter zu dem verengten See und dem in allen seinen wohlbekannten Talfalten ausgebreiteten, glattgestrichenen und niedergebügelten Lande. Dort, gegen Gaienhofen, unter grünwolligen Bäumen, liegt unser Schweizerisches Landerziehungsheim mit roten Dächern, leeren weißen Tennisplätzen, mit den von uns angelegten Wegen zum See hinüber. Die Ballonhalle, aus der unser Zeppelin herausgekrochen ist, finden wir überhaupt nicht mehr.

Und unsichtbare Hände rollen die grüngemalten Schweizer Karte langsam weiter auf. Wir fliegen später über das schlafende Konstanz hinweg, sehen gewundene Gäßchen im bleichen Morgenschein und steuern über den Untersee dem Rheinlauf entgegen. Das mattgrau heraufblinkende, zwischen Wiesen und Äcker geknüpfte Stromband entschwindet zuweilen dem Blicke unter aufsteigenden Frühnebeln, die über Fluß und Septemberfelder ihren wesenlosen Reigen drehen. In schwankenden und fließenden Bildungen weben diese Morgenschleier durch die Auen und füllen Strom und Niederung in ein milchweißes, leise auf und ab schwankendes Wolkengewand.

Wir aber haben den enzianblauen Himmel eines spätsommerlichen Alpenmorgens über, nein, um uns. Strahlenlos, hellgelb blendend hebt sich die Sonne über einen unendlich fernen, beglückend weiten Horizont, und der ganze Süden ist nun mit jäher Plötzlichkeit vom heraufblinkenden Firnkranz der Alpen umstellt. So fährt unser Schiff einsam, eingehüllt in den ungeheuerlich tobenden Rhythmus seiner Kraft, durch den von der steigenden Sonne überflammten Tag. Unten noch immer der ruhelos schwankende Nebelgrund. Grüne Bauminseln — oder sind es Berggipfel? — steigen aus dem Rauch und versinken spurlos. Das rote Glutband des Rheins brennt durch die weißen Wolkenballen. Sie zerreißen, und wie aus der Spielschachtel hingeschüttet, einem Riesenkindlein zum Zeitvertreib, liegt ein weißes, morgenschläfriges Dorf mit Platz und Gassen in braunen Ackertafeln. Und schon wieder flechten sich Dunstbänder um das flüchtig heraufleuchtende Bildchen und tief unter uns, merkwürdigster, unvergeßlicher Anblick, fährt der Schatten unseres Schiffes über weißrauchenden Nebelgrund. Ein unendlich roter Rosenkranz von glühenden Firnen blüht im Süden über unserer Morgeneinsamkeit von Himmel, Sonne und wehenden Wolken.

So fahren wir, eingewiegt in den donnernden Sturm der Motoren, auf unsichtbaren Märchengeleisen durch ein in dieser Stunde erobertes, allein uns gehöriges und mit der Stunde nur leider entschwindendes Königreich. Vor uns die blitzende Kraft der Propeller. Sie schrauben sich durch den langsam sich drehenden, entgegenwehenden Wind. Unermüdlich schaufeln sie dem weißen Riesenschiff die Bahn ins Unermeßliche. Wir fühlen das unseren Herzschlag beflügelnde, vibrierende Zittern der gebändigten Kraft, die uns sicher durch uferlose Räume trägt. Wir sind losgelöst von allem Irdischen und das Gesetz der Schwere ist für uns in ein paar jämmerlichen und lächerlichen Formeln ewig eingesargt. Die Sonne tönt nach neuer Weise in Brudersphären Wettgesang!

Tief unter mir, im räucherigen Glanze des Morgens, birgt sich die verlassene und geringgeschätzte, die verachtete und geliebte Erde. Und ein neues Gefühl, eine unerhörte, mit Worten sicher nicht auszumessende Empfindung beginnt das Blut in stärkeren Schlägen durch die Adern zu treiben, unser ganzes Wesen zu verwandeln, unseren Herzschlag zu beschleunigen — das Glück des Fliegens. Tausendjähriger Traum der Menschheit wird zwischen einem irdischen Sonnenauf- und Niedergang beglückend und beängstigend wahr. Donnernd fahren wir, eingewiegt ins Blaue, über die mit Straßen, Wiesen, Strom und Bergen emporstarrende Erde.

Die Sonne steht hoch und jetzt endlich zerreißen die Nebel gänzlich über dem herbstlich angegilbten Land. Bleich und kreideweiß tauchen die Berge der Hochschweiz ihre Gletscherfirnen in den wolkenlosen Tag. Und in unfaßbaren Fernen wandeln wie aus Alpenschnee geballte, lichtdurchtränkte Wölkchen über den Horizont. Wir wißten nicht, wie heiß es jetzt schon ist, sähen wir nicht dem Sichzusammenballen dieser weißglühenden Wolkenburgen zu. Ich höre, daß wir längst schon Schaffhausen und den Rheinfall überflogen haben, die Einmündung der Aare in den Rhein kommt in Sicht. Auf Äckern arbeitende Landleute starren zu uns empor, der Lokomotivführer eines auf stählernen Schienen winzig genug sich vorwärtsbemühenden Eisenbahnzuges grüßt uns mit den entsetzlichen Freudenschreien seiner Dampfpfeife und die Hammel, die ein Mensch über die staubweiße Landstraße treibt, werden ohne ersichtlichen Grund scheu und nehmen in entsetzten Sprüngen Reißaus. Offenbar ist es das ungewohnte, hoch aus den Lüften kommende Knattern, das ihren beschränkten Hammelverstand durcheinandergebracht hat. Später — wir fahren da tiefer — jagt der Lärm der arbeitenden Schrauben Scharen von Hasen aus den blaugrünen Kohläckern. In den vom Schatten des Luftschiffes überflogenen Bauernhöfen rennen die Hühner flügelschlagend auseinander. In allen Dorfgassen, vor Gehöften und Scheunen und in den herbstbunten Bauerngärtchen stehen Leute, und wir sehen überall die hellen Fleckchen aufwärtsgewendeter Gesichter und winkender Taschentücher.

So fahren wir über Basel, das mit seinen hellen Straßen und brunnenplätschernden Plätzen sanft eingewiegt ist in den grünen Arm des Rheins. Der Schwarzwald blaut mit runden Hügelkuppen und Tälern, die voll wandernder Wolkenschatten sind. Im Westen die Vogesen und südlich der Schattenstrich des schweizerischen Jura. Über diesen weichgerundeten, blau und freundlich fließenden Linien hängen die schroffen Abstürze der Alpenkette wie fahlzerrissenes Wettergewölk am Horizont. Tief unter uns aber ist das erntegesegnete Land in unzählige, verschiedenfarbige Vierecke gewissenhaft abgeteilt. Es sind Korn- und Haferfelder, auf denen Burschen in Hemdärmeln und Mäherinnen mit lichten Kopftüchern arbeiten. Nebenan, auf dem braunen Streifen eines eben umgebrochenen Winterackers, läßt der Bauer Pflug und Gespann stehen, trocknete sich die Stirn und sieht zwischen Feuerschlagen und Pfeifenanzünden dem weißen Schiffe nach, das in hohem Bogen übers deutsche Land fährt.

Nun kommt, bewährt mit Tor und Türmen, die alte Stadt Freiburg. Ihre grauen und roten, doppelt gegiebelten Dächer sind farbig von Wimpeln und Fahnen überflogen, die man zu Gruß und Willkommen des durchfahrenden Luftschiffes ausgesteckt hat. Mit ihren giebelig gezackten Gassenfluchten, engen Plätzen, Tor und Türmen liegt Freiburg wie die alte deutsche Stadt des Volksliedes in grünen Wiesengründen. Dann sieht der Mittag zu blauen Tannenschlägen und gewähnten, schattenlosen Feldern hinab, die liebliche und fruchtbare Rheinebene [illegible] Ende und weite, stundenlang laufende Straßenbänder nehmen einen Anlauf, steigen hügelan und knüpfen sich in Schleifen und Kehren in den dunklen Bergwald.

Baden-Baden kommt in Sicht. Später, am Nachmittag, da unsere Schaulust schon ein wenig müde wird, überfliegen wir Karlsruhe, und hier, scheint es, beginnt unser Schiff seine Fahrt zu verlangsamen. In den Wirbelsturm der Propeller drängt sich plötzlich ein fremder Ton: wir haben Motorschaden und kommen nur mit halber Kraft vorwärts. Wir selbst verstehen von dem allen nicht viel, sind auch kaum beunruhigt und erfahren, daß wir nicht vor Mitternacht nach Frankfurt kommen werden. Das havarierte Schiff kämpft jetzt merklich mit dem gegen Abend stärker einsetzenden Wind; immerhin fliegen wir aber, unten von unzähligen Automobilen verfolgt und zuweilen sogar eingeholt, noch vor Einbruch der Dämmerung über die nüchtern und korrekt auslinierten Häuserzeilen Mannheims.

Und so wird es wirklich Abend eines Tages, an dem kein einziger Stundenschlag uns erreicht hat und keine Menschenstimme herauf in unsere Lufteinsamkeit gedrungen ist. Langsam löscht alles Land unter uns aus, wird hinuntergewischt in die Dunkelheit. Der Himmel ist herbstlich grau geworden und eben, da im Westen der blutige Feuerreifen des untergegangenen Gestirns vollends auslischt, kommt uns doch noch ein günstiger Wind in die Flanken. Nun rückt aber auch schon wie mit schwarzen Wänden die Nacht über das Schiff. Mit rauschendem Atem fliegen eine, zwei etwas bange Stunden vorbei. Die Orientierung muß den Führern jetzt etwas schwer werden, wir merken bloß, daß wir genau über den farbigen Signallichtern einer Bahnstrecke steuern. Da plötzlich, steigt weiß und steil in weiter Ferne der Lichtkegel eines Scheinwerfers in die Nacht hinauf. Frankfurt! In gerader, ungestörter Fahrt fliegen wir durch das samtene Dunkel, das dann und wann vom Blitze eines fern im Osten sich entladenden Gewitters sekundenlang durchflammt wird.

Unter uns sticken zehntausend ruhelos funkelnde Lichter ungewisse Linien in den Mantel der Nacht. Wie glänzende Würmer kriechen Eisenbahnzüge vorbei, es werden ihrer immer mehr, von allen Seiten streben sie dem wolkig-trüben Lichtschein entgegen, der die Nähe der großen Stadt verrät. Bleich und weiß wie ein märchenhaft unheimlicher Komet geistert der ungeheure Strahl des Scheinwerfers durch den verhängten Himmel. Wir fahren über den von Lichterketten enggefesselten Main, steuern dem taghell daliegenden Landungsplatz entgegen und stehen zehn Minuten später taumelnd, verwirrt, unserer Füße nicht mächtig und um das außerordentlichste Erlebnis bereichert, auf festem Boden.

Von allen Türmen schlägt es zehn Uhr. Weiß und feierlich fährt der Schiffsriese in den dunkelaufgerissenen Schlund der Halle.

Für unsere Frauen.

Sorge für geschlechtliche Aufklärung!

Eltern und Kinder sollen keine Geheimnisse voreinander haben. Das Band innigsten Vertrauens, geknüpft durch unbedingte Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, soll beide umschließen. Wie Mann und Frau, so sollen auch Eltern und Kinder eins sein an Leib und Seele. Dieses herzliche Verhältnis schließt jede Unwahrhaftigkeit, jede Lüge aus. Auch dann, wenn es sich um Dinge handelt, über die zu reden den Eltern peinlich ist. Erziehung und Gewöhnung haben uns Aelteren das Geschlechtliche zu etwas Unreinem, Tierischem, Sündhaftem gemacht. Wir vermögen es nicht mehr mit reinen, unbefangenen Augen anzusehen; frivole Gemüter retten sich durch Witze und Zoten über das Unbehagliche und Quälende der Situation hinweg, in die das sexuelle Thema sie versetzt. Dem ernster Gesinnten bleibt nur die Scham. Und doch ist diese Scham nichts anderes als das Eingeständnis innerer Schuld, vielfach gar nur Heuchelei. Von der Heuchelei zur Lüge ist nur ein Schritt. Darum mache dich frei von der törichten, unwahren Scham — zwinge dich, über Natürliches natürlich zu denken. Und bewahre dich und dein Kind vor der Lüge — zwinge dich, von Natürlichem natürlich zu reden. Gib dem Kinde mit aller Liebe und Ruhe, deren du fähig bist, und aller Ernsthaftigkeit und Sachlichkeit, die deiner Aufgabe entspricht, Aufklärung über Fragen des geschlechtlichen Lebens. Bedenke, wie du vor dem Kinde stehst, wenn es eines Tages erkennt, daß du es belogen hast! Bedenke, wie eine Lüge hundert und tausend andere gebiert, über Haus und Familie hinaus wirkt, die ganze Welt und das ganze Leben vergiften und verpesten kann. Also sei wahr, sei aufrichtig, schenke klaren Wein ein auch in peinlichen, heiklen Dingen. Alle Schwierigkeit ist behoben, wenn du erst mit dir selber im reinen bist.